1,60 DM / Band 207
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Mann, der nicht sterben konnte

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Der Mann, der nicht sterben konnte

John Sinclair Nr. 207

von Jason Dark

erschienen am 22.06.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Mann, der nicht sterben konnte

Als der höllische Gruß aus dem Weltall der Erde entgegenraste und in der Weite Sibiriens einschlug, registrierten die Meßgeräte entsprechender wissenschaftlicher Institute das Ereignis wohl, aber man kümmerte sich kaum darum. Nur einer geriet in den unmittelbaren Dunstkreis des abgestürzten Meteors. Und er veränderte sich. Er wurde zu einem Menschen, der nicht sterben konnte.

Für uns wurde er zu einem Fall, an dem wir fast verzweifelten…

Der Mann saß breitbeinig auf einem Stuhl. An sich war an ihm nichts Besonderes, er sah aus, wie tausend andere Menschen auch aussahen. Sein weißes Haar, das rechts und links des Kopfes wuchs und ansonsten stark gelichtet war, bewies, daß der Mann zur älteren Generation zählte. Sechzig Jahre hatte er sicherlich erreicht.

Das Gesicht lag eingehüllt in einen gelblichen Schein, der von einer Lampe produziert wurde, die über dem sitzenden Mann hing.

Auch das Gesicht zeigte keine außergewöhnlichen Merkmale.

Vielleicht lagen die Augen etwas tiefer in den Höhlen, auch war die hohe Stirn nachdenklich verzogen und der Mund ein wenig zu klein, wobei scharfe Falten von der Nase zu seinen Winkeln zogen, das alles gehörte auch zu einem Dutzendgesicht.

Der Mann trug ein grauweißes Hemd, darüber eine hellgraue Weste und eine alte Hose von undefinierbarer Farbe. Sie schimmerte braunviolett.

Neben dem Mann stand ein runder Tisch. Eine Decke lag auf der Platte. Darauf stand ein halbvolles Glas Wasser.

Es war wirklich nichts Besonderes an dem Mann, womit er hätte Aufsehen erregen können, bis er hinter sich griff und plötzlich ein Messer in der Hand hielt.

Jetzt wurde er schon interessanter.

Es war ein Küchenmesser. Der Mann senkte den Blick, schaute auf den Griff und nickte wie geistesabwesend. Er umklammerte mit der rechten Hand den Griff und drehte die Waffe, so daß die Spitze auf seine Brust zeigte.

Dann stieß er sich das Messer in die Brust, und die Klinge drang bis zum Heft ein!

***

Sekundenlang geschah nichts. Der Mann saß unbeweglich auf seinem Stuhl. Normalerweise hätte er tot umkippen müssen, aber das geschah nicht.

Wie eine Statue hockte er da, das Messer in der Brust und die Hand um den Griff geklammert.

Langsam öffnete er die Finger, wobei er auch seinen Blick hob und in das Halbdunkel des Raumes schaute.

»Edwina!« flüsterte er. »Edwina!«

Schritte aus dem Hintergrund. Zögernd, als wollten sie nicht so recht. An diesen Schritten war zu merken, daß die Person Angst hatte, sich dem Mann zu nähern.

»Edwina!« Diesmal klang die Stimme noch härter. »Komm endlich zu mir, zum Henker!«

»Ja, Fjodor!« Die Schritte wurden schlurfend, Sohlen schleiften über den Boden, dann fiel ein länglicher Schatten in das Licht der Lampe,

und die Frau blieb vor dem Stuhl stehen.
Der Mann hob den Blick. Er sah in ein verhärmtes Gesicht, in dem das Leben seine Spuren in Form zahlreicher Falten hinterlassen hatte. Der Mund war schmal, hatte auch einen verbissenen Ausdruck angenommen, als hätte die Frau mehr Negatives als Positives in ihrem Leben hinter sich gehabt. Sie trug einen langen dunklen Rock und eine graue Bluse aus festem Stoff. Über den Rock hatte sie eine Schürze gebunden.
Der Mann reckte sich. Er hob seine Arme an und grinste schief.
»Edwina, es stimmt.«
»Ich… ich habe es gesehen.«
»Ja, ich bin der Mann, der nicht sterben kann. Ich, Fjodor Rankin. Das wird ein Spaß.«
»Fjodor, bitte, versündige dich nicht«, flüsterte Edwina.
»Wirklich, du machst dir den Herrgott…«
»Ach, hör damit auf! Ich bin mein eigener Herrgott.« Er umfaßte den Messergriff und drehte die Waffe in der Wunde. »Da, es passiert nichts. Man kann mich nicht töten.«
»Hast du jetzt das ewige Leben. Fjodor?« fragte Edwina vorsichtig.
»Sagen wir mal, ich kann nicht sterben.«
»Das ist schlimm, Fjodor.«
»Wieso?«
»Ein Mensch muß sterben können. Er muß hineingehen in den großen Kreislauf der Natur. Wenn er nicht zu Asche wird, dann wird sein Leben zu einem Fluch.«
»Ach, was redest du da, Alte?«
»Es stimmt, Fjodor. Die alten Gesetze kannst du nicht übergehen, wirklich nicht. Reiß dich zusammen, lösche diesen unseligen Fluch. Ich bitte dich darum, um das Leben deiner Mutter, die dich in ihrem Schoß getragen hat…«
»Alte, sei ruhig!«
Edwina hörte nicht auf. Fjodor Rankin verzog die Lippen. Seine Augen nahmen einen hinterlistigen Ausdruck an. Er beugte sich vor und umfaßte das Handgelenk seiner Frau. »Damit«, sagte er, »damit sollst du das Messer greifen und es mir aus der Brust ziehen. Los, zieh es raus! Zieh es aus meiner Brust!«
»Nein, Fjodor, nein. Ich kann nicht…«
»Verdammt, stell dich nicht so an! Zieh es raus!«
»Fjodor, ich…«
»Wenn du es nicht machst, dann töte ich dich!« flüsterte Rankin. »Dann werde ich dich umbringen, Edwina, denn du kannst im Gegensatz zu mir sterben.«
Edwina schluchzte auf. »Dein wievielter Tod ist das, Fjodor?«
»Mein vierter.«

»Ich bitte dich, hör auf…«

»Nein, Edwina. Ich werde mit jedem Tod stärker. Denn wenn ich gestorben bin und dann wieder lebe, kann ich mit meiner Umwelt spielen, verstehst du das? Ich, Fjodor Rankin, bin ein Mann, den niemand besiegen kann, denn ich bin unsterblich, Edwina!«

»Ich kann es nicht.«

»Los, zieh mir das Messer aus der Brust!« Die Stimme ließ keinen Widerspruch zu, das wußte Edwina. Wenn sie jetzt nicht gehorchte, dann würde ihr Mann sie töten, denn er war der letzte Rankin und mit einem Fluch beladen, den er als Segen empfand.

Der Mann drückte seine Hände gegen die Sitzfläche und beugte sich nach vorn. Er streckte seinen Brustkorb der Frau entgegen, damit sie das Messer hervorziehen konnte.

»Edwina!« Den Namen seiner Frau sprach er zischend aus, und Edwina gehorchte. Ihre rechte Hand umfaßte den Griff. Sie schloß die Augen, betete innerlich und riß das Messer aus der Wunde.

Da der Mann es sich tief in den Körper gestoßen hatte, klaffte die Wunde weit auseinander. Sie hatte einen Spalt hinterlassen, man konnte in sie hineinschauen, was Edwina auch tat. Dabei sah sie kaum Blut, nur eine rosafarbene Flüssigkeit, als wäre normales Blut mit Wasser vermischt worden.

Sie schaute ihrem Mann nicht ins Gesicht, sondern nur auf die Klinge. Auch sie war nicht mehr so blank, wie zuvor, als sie sich ihr Mann in die Brust gestoßen hatte. Das Metall zeigte einen schlierigen Überzug, und Edwina warf das Messer angeekelt fort.

Fjodor aber stand auf. Er lachte lautlos. Es war mehr ein Grinsen, und es sah sehr siegessicher aus. »Mir kann niemand etwas!« flüsterte er heiser. »Niemand wird oder kann mich töten. Ich werde es ihnen allen beweisen. Ich, Fjodor Rankin, denn ich bin der Mann, der den Tod überlistet hat.«

Edwina schlug die Hände vor ihr Gesicht. »Bitte«, schluchzte sie.

»Ich bitte dich. Du versündigst dich.«

»Gegen wen?«

»Gegen alles.«

»Ach, hör auf, Alte.«

»Der Herrgott wird dich strafen. Sein Gericht wird über dich kommen wie ein Unwetter.«

»Hör auf zu jammern, du altes Weib. Nichts wird geschehen, aber auch gar nichts. Denn ich bin mir selbst Gott genug. Hast du das nicht gemerkt?«

»Nein, Fjodor, sprich nicht so. Ich bitte dich…«

Der Mann gab keine Antwort. Er senkte den Blick und schaute an sich hinab, wo sich die Wunde, wie von Geisterhänden versorgt, langsam verschloß.

»Bring mir was zu trinken!« forderte Fjodor.
»Ich kann nicht, Fjodor. Ich kann das nicht mehr mitmachen. Ich will auch nicht. Es ist so schrecklich.«
Rankins Mund bewegte sich, ohne daß er etwas sagte. »Hast du dir die Worte genau überlegt, Alte?«
»Ja, das habe ich.«
»Und du willst weg?«
Edwina nickte.
»Das geht nicht mehr. Du mußt bei mir bleiben. Du kennst mein Geheimnis. Du und ein paar andere. Ich kann dich nicht gehen lassen, verstehst du?«
»Wie willst du mich daran hindern?« fragte die Frau erstaunt.
»Muß ich dir das sagen?«
»Ja, das mußt du!«
Da verzog Rankin den Mund. »Ich bin unsterblich, du bist es nicht.« Er lachte leise.
Im ersten Augenblick begriff die Frau nicht, was er damit gemeint hatte. Sie dachte nach, und die Gedanken spiegelten sich auf ihrem Gesicht wider. Entsetzen und Angst, Unbegreifen und Ungläubigkeit vereinigten sich zu einer Mischung. »Nein, Fjodor, das wirst du doch nicht tun. Du kannst mich nicht…«
»Ich müßte es.«
»Aber ich bin deine Frau!«
»Kann ich da noch Rücksicht nehmen. Wir sind nicht allein gewesen. Man hat uns beobachtet und belauscht. Meine Freunde wollten wissen, ob ich lüge.«
»Man hat dich gesehen?«
»Ja, mich und dich. Man weiß über dich Bescheid.« Er drehte sich und schaute auf das kleine Fenster. »Da, sieh! Vielleicht kannst du hinter der beschlagenen Scheibe ein Gesicht erkennen. Dort stehen sie und warten.«
»Wer wartet?«
»Meine Freunde. Noch hast du Zeit, dich zu entscheiden, Edwina. Entweder stehst du voll auf meiner Seite, oder du mußt die unausweichlichen Folgen tragen.«
Das wollte Edwina nicht. Sie war völlig durcheinander. Bisher hatte sie es mit Fjodor ausgehalten, nun war ihr bewußt geworden, daß es nicht mehr so weiterging.
Sie lief zum Fenster.
Die Scheibe war beschlagen. Mit dem Handballen wischte sie das Glas klar. Draußen war nichts zu sehen. Nur der hohe Schnee, der bereits Monate lag und einen dichten, weißen Sperrgürtel um die Hütte gelegt hatte. »Da ist keiner.«
»Dann kommen sie in die Hütte. Sie sind bestimmt schon am

Eingang, Edwina. Noch hast du Zeit.«

Die Frau drehte sich um. Sie schaute ihren Mann an, mit dem sie über dreißig Jahre zusammengelebt hatte. Da war kein Band mehr, das sie beide zusammenhielt. Nicht ein Funken Sympathie las sie in den Augen des anderen. Nur Kälte und Härte. Nein, Fjodor würde sich nicht umstimmen lassen. Er war mit einem Fluch beladen, den sie leider zu spät bemerkt hatte.

»Entscheide dich!«

Da klopfte es. Es waren harte, fordernde Schläge, die gegen die Eingangstür donnerten. Fjodor Rankin grinste. »Ich habe nicht gelogen, als ich von meinen Freunden sprach.« Er drehte sich um, verließ den Raum, und eine angststarre Edwina blieb zurück. Da Fjodor die Tür nicht völlig geschlossen hatte, vernahm sie Stimmen. Es waren zwei Männer. Einer von ihnen sprach etwas dumpfer. Der andere antwortete mit einem kalten, metallisch klingenden Organ.

Die Tür fiel ins Schloß. Sekunden später betraten die beiden Männer das Zimmer. Sie hatten Fjodor in die Mitte genommen und blieben dicht hinter der Tür stehen, während Rankin vorging.

»Das sind sie«, sagte er nur, »und sie haben alles gehört.«

Die Fremden nickten synchron.

Edwina schaute sich die Leute an. Beide waren sie hochgewachsen. Sie trugen grüne Ledermäntel, die Fellkragen besaßen.

Die hohen Pelzmützen ließen sie noch größer erscheinen, als sie schon in Wirklichkeit waren. Ihre Gesichter zeigten eine gewisse Glätte, wie sie bei Männern des Geheimdienstes üblich ist, und in den Augen war kein einziger Funke Gefühl zu lesen.

Diese Leute würden keine Gnade kennen. Menschlichkeit war ihnen fremd.

»Ich gebe dir noch eine Chance«, sagte Rankin. »Stellst du dich auf meine Seite?«

Da schüttelte Edwina den Kopf. »Nein, ich kann nicht. Es wäre gegen meine Überzeugung. Du versündigst dich. Gib auf, Fjodor, ich bitte dich. Laß uns weggehen.«

Rankin schüttelte den Kopf. »Ihr habt es gehört?« wandte er sich an die beiden.

»Ja.«

»Was sollen wir machen?«

Die Frage schwebte sekundenlang im Raum. Die Antwort bekam Edwina auch. Allerdings nicht mündlich, sondern auf eine beängstigende Art und Weise. Gemeinsam verschwanden die rechten Hände der Männer in ihren Manteltaschen und kamen mit zwei mattglänzenden, schweren Pistolen wieder zum Vorschein. Die dunklen Löcher der Mündungen wiesen auf die schreckensstarre Frau.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte Rankin.

»Man will mich töten!« flüsterte die Frau.
»Genau!« sagte einer der Männer.
Edwina schluckte. »Fjodor!« hauchte sie. »Ich bitte dich, das kannst du nicht zulassen…«
»Du hast dich nicht auf unsere Seite gestellt«, unterbrach Rankin seine Frau kalt.
»Aber ich…«
»Laß sie nicht so lange reden«, sagte einer der Ledermantelträger. »Wir müssen etwas tun!«
Rankin wußte, daß die Männer jetzt abdrücken wollten, doch dagegen hatte er etwas. »Nein«, sagte er. »Ihr werdet es nicht machen!«
»Dann wirst du sie am Leben lassen?«
»Das habe ich nicht gesagt. Aber ihr kennt mein Geheimnis. Mit jedem Selbstmord, den ich an mir verübe, wird meine Unsterblichkeit bekräftigt. Und meine Kräfte nehmen zu, das solltet ihr nicht vergessen. Ich werde mich ihrer annehmen.«
Auch Edwina hatte die Worte gehört. Sie konnte sie allerdings kaum fassen. »Du… du willst mich töten?« flüsterte sie. »Du willst deine eigene Frau umbringen?«
»Ich gebe dir eine Chance zur Flucht.«
»Wie… wie soll ich das verstehen?«
»Du kannst das Haus verlassen, Edwina. Geh, lauf in die Nacht. Verschwinde.«
»Nein!« schrie einer der Geheimdienstleute. »Das ist nicht drin, Genosse. Sie ist eine Zeugin, die nicht auf unserer Seite steht. Sie würde dein Geheimnis verraten.«
»Sie soll gehen!« Rankin schaute den Sprecher so kalt und zwingend an, daß dieser die breiten Schultern hob und zustimmte.
»Ja, wir vertrauen dir. Laß sie laufen!«
Der andere Mann war überrascht. Man konnte es an seinem glatten Gesicht ablesen, er sagte jedoch nichts und beobachtete wie sein Kumpan die beiden Rankins.
Edwina wandte sich zur Tür. »Ja, geh!« sagte ihr Mann. »Mach schnell, sonst überlege ich es mir anders.«
»Du Teufel!« flüsterte Edwina. »Du verfluchter Teufel. Dein Leben dauert nicht ewig. Irgendwann wird jemand kommen und den Fluch von dir nehmen. Dann wirst auch du sterben!«
Rankin lachte nur kalt und sah zu, wie seine Frau den Raum verließ. Sie ging dorthin, wo auch die Schlafkammer war und wo der Vorhang den Raum teilte. Hinter dem groben Stoff befand sich die Speisekammer. An der Holzwand hing eine Öllampe. Der Ofen verbreitete eine bullige Hitze. Die Eisenplatte glühte blaßrot.
Zitternd griff die Frau nach ihrem Mantel, der über einer Kiste lag. Er

bestand aus Fell, ebenso die Stiefel, in die sie schlüpfte.

Dabei schaute sie Fjodor an, der unbeweglich stand und sie aus gefühllosen Augen beobachtete.

»Geh«, sagte er nur.

Edwina öffnete den Mund. Es sah wirklich so aus, als wollte sie noch etwas sagen, doch sie traute sich nicht. Die Lippen blieben verschlossen. Ihr Gesicht war blaß, als sie sich umdrehte und nach der schweren Klinke griff. Sie drückte sie nach unten und zog die schwere Tür langsam auf. Sie mußte dabei Kraft einsetzen, und als sie sie endlich offen hatte, da drang die Kälte als eine eisige Wolke in das Haus.

Es lag ein paar Kilometer vom nächsten Dorf entfernt, ziemlich nahe am Wald. Die hohen Bäume schienen eingefroren zu sein, so wie sie da in ihrer weißen Pracht standen. Der Schnee lag dick auf den Zweigen und Ästen. Der Frost hatte ihn erstarren lassen.

Zur Haustür führte ein schmaler Weg. Fjodor hatte ihn freigeschaufelt. Er endete nach wenigen Metern, denn die Straße zum Dorf war nicht mehr zu sehen. Sie bildete eine schimmernde weiße Fläche. Wie ein gewaltiges Leichentuch hielt der Schnee das Land bedeckt und würde es erst in einigen Wochen wieder freigeben. An der Grenze zwischen Taiga und Tundra hielt sich der Winter sehr lange.

Edwina stolperte über die Schwelle. Trotz des dicken Mantels wirkte sie klein und hilflos, eine Frau, die in der endlosen Weite des Landes verlorenging.

Sie lief, und Fjodor wartete.

Ebenso wie die beiden Genossen aus der Zentrale. Sie waren sogar von Moskau angereist und hatten Entbehrungen und Strapazen auf sich genommen.

Edwina lief.

Sie hatte Mühe, sich auf dem glatten Untergrund zu halten. Ihre Bewegungen waren taumelig. Mit den ausgebreiteten Armen, die hin und wieder schlenkerten, sorgte sie dafür, daß sie das Gleichgewicht behielt.

»Du läßt sie ja doch laufen, Genosse Rankin!« sagte einer der Männer.

»Noch!«

Der zweite hob seine Waffe und zielte auf den Rücken. Da schlug ihm Fjodor die Hand nach unten.

»Laß es!«

Der Mann sah aus, als wollte er sich wehren. Als er in die Augen des anderen schaute, ließ er es bleiben und senkte die schwere Armee-Pistole.

Rankin drehte sich um. Er wandte den beiden Männern den Rücken

zu und schaute auf den Ofen, dessen Platte inzwischen einen intensiveren Farbton angenommen hatte.

Sie war knallrot geworden. Ein glühendes, düsteres Rot, das eine große Hitze abstrahlte.

Rankin konzentrierte sich.

Er blickte nur auf die Platte. Ihr allein galt sein Augenmerk, und er wollte es versuchen. Seine Kräfte waren unheimlich zu nennen, er war ein Phänomen. Nicht allein, daß er nicht sterben konnte, sein Geist beherrschte auch die Materie.

Sie gehorchte ihm!

Und auch die runde Ofenplatte.

In seine Augen war ein seltsames Schimmern getreten. Ein geistiger Kraftstrom floß zwischen ihm und der Platte. Er befahl ihr, daß sie seinen Befehlen gehorchte.

Und die Platte reagierte.

Auch die Manner aus Moskau sahen das Phänomen. Als würde sie von unten her angestoßen, so hob sie sich vom Ofen ab und schwebte einen Atemzug später über ihm.

»Ja!« flüsterte Rankin. »Sie gehorcht mir. Ich bin ein Telepath. Ich kann Gedanken lesen und Materie bewegen. Ich spiele mit der Natur.« Er lachte, wobei sich sein Gesicht auf erschreckende Art und Weise verändert hatte.

Der gleiche Schimmer, der in seinen Augen lag, hatte auch das Gesicht erfaßt. Es wirkte kalt, metallisch glänzend. In seinem Innern mußten unheimliche Kräfte toben, die Rankin gezielt einsetzte.

»Geht zur Seite!« flüsterte er.

Die Männer aus Moskau traten zurück. Sie wollten nicht im Wege stehen.

Noch schwebte die Platte über dem Ofen, dann jedoch erreichte sie der gedankliche Befehl.

Wie ein glühender Diskus zischte sie ab. Auf die flüchtende Frau zu!

Es zischte regelrecht, als sie an den Männern vorbeifauchte, und die Kerle aus Moskau traten noch weiter zurück.

Nur Rankin blieb stehen. Er beobachtete den Weg der mörderischen Waffe.

Sie war schnell, ungemein schnell, und sie hob sich als knallroter Fleck vor dem weißen Schnee ab, deshalb war ihr Weg auch so gut zu verfolgen. In Kopfhöhe raste sie in die kalte Nacht hinein, geleitet von mörderischen Gedankenströmen, die die glühende Ofenplatte auf ihr Ziel einprogrammiert hatten.

Edwina merkte nichts von der tödlichen Gefahr, in der sie schwebte. Sie lief hinein in den eiskalten dämmrigen Tag, wollte fliehen und so schnell wie möglich das Haus des Schreckens verlassen. Ihr steckte wahrlich das Grauen in den Knochen.

Rankin stand in der offenen Tür wie zu Stein erstarrt. Noch immer lag das metallische Leuchten in seinen Augen. Der Mund hatte sich verzerrt. Anstrengung zeichnete seine Züge. In der Tat war es auch für ihn nicht leicht, die Materie nach seinem eigenen Willen zu beeinflussen. Er mußte sich seine Kräfte einteilen.

Nur noch wenige Meter, dann mußte die Scheibe die Frau erreicht haben. Sie war bereits weit entfernt und nur als ein roter, verwaschener Fleck zu erkennen.

Dann traf sie.

Es war nicht genau zu sehen, ob Edwina Verdacht geschöpft hatte, auf jeden Fall wankte sie plötzlich und fiel zu Boden.

Mit ihr die glühende Platte.

Ein leiser, verwehender Schrei drang zu den Männern. Das letzte Lebenszeichen einer tapferen Frau.

Fjodor Rankin entspannte sich. Er wandte sich zu den beiden Männern aus Moskau um, die dastanden, als hätte man sie auf dem Boden festgeleimt. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich noch mehr verändert. Sie war grauer geworden.

»Nun?« fragte Rankin.

»Gehen wir hin«, sagte der eine nur.

»Wie Sie wünschen, Genossen!«

***

Die drei Männer stapften durch den Schnee. Niemand sprach ein Wort. Die Kälte biß in ihren Gesichtern. Daß aus der Ofenöffnung die Flammen loderten, störte niemand.

Erst recht nicht Rankin. Seine Aufgabe sah er hier in Rußland als erledigt an.

Er hatte seine Frau auch als erster erreicht.

Verkrümmt lag sie auf der weißen Schneedecke. Ihr Kopf war blutig. Sie lebte nicht. Die glühende Ofenplatte hatte ihr einen schrecklichen Tod bereitet. Fast harmlos steckte sie im hohen Schnee. Die rote Farbe war längst erloschen. Was noch so ähnlich schimmerte, waren Blutspritzer.

Die Männer aus Moskau schwiegen. Sie starrten auf den leblosen Körper. Einem lief sogar eine Gänsehaut über das Gesicht. So etwas sollte bei ihnen was heißen, denn als hohe Offiziere des KGB waren sie abgebrüht.

»Habe ich mein Versprechen gehalten?« fragte Rankin.

»Ja, Genosse, das hast du.«

»Dann haltet ihr auch eures. Bringt mich hier weg. Dorthin, wo ich effektiver eingesetzt werden kann. Ich leiste meinem glorreichen Lande einen unschätzbaren Dienst, das solltet ihr nicht vergessen.«

Die Männer nickten. »Du willst wirklich nach London, Genosse?«

»Da gehöre ich eigentlich hin. Ich habe die Sprache gelernt, alles andere wird sich zeigen.«

»Und wann?«

»Sofort, Genossen. Ich will keine Minute länger hierbleiben.«

»Was geschieht mit der Toten?«

Rankin verzog das Gesicht. »Wir nehmen sie mit in die Hütte. Ich will, daß sie abbrennt. Nichts, aber auch gar nichts soll mehr an die alten Zeiten erinnern.«

»Wir sind einverstanden, Genosse.«

»Worauf wartet ihr dann noch?«

Die Männer aus Moskau nickten. Sie beeilten sich wirklich. In der Nähe dieses Menschen fühlten sie sich mehr als unwohl, wobei sich die Frage stellte, ob sie es überhaupt mit einem Menschen zu tun hatten. Auf jeden Fall war er ein Phänomen. Aber ein Gefährliches…

***

Ich feierte krank.

Das hört sich zwar komisch an, aber es stimmte. Mein Chef, Sir James Powell, hatte mir verboten, drei Tage lang das Büro zu besuchen. Ich sollte mich zu Hause auskurieren, während Suko den Schreibtisch in unserer gemeinsamen »Zelle« allein hütete.

Natürlich blieb ich nicht im Bett, wo ich nach Ansicht Sir James' hingehört hätte, denn der letzte Fall steckte mir noch buchstäblich in den Knochen.

Eine explodierende Handgranate, von Lady X geworfen, hätte meinem Leben fast ein Ende bereitet. Auf einem alten Schiff hatten Suko und ich sie nebst ihren Vampiren gestellt. Diese Untoten waren durch eine Pille zu Blutsaugern gemacht worden, und das war das Fatale an der Lage. Lady X besaß noch einige Pillen. Da sie in dem allgemeinen Durcheinander zusammen mit dem Supervampir Vampiro-del-mar entkommen war, konnten wir davon ausgehen, daß sie irgendwann wieder zuschlagen würde. Das jedoch sollte mich nicht kümmern, wie Sir James meinte. Ich mußte mich auf seinen Befehl hin ausruhen.

Im Bett bleiben wollte ich auch nicht. Gegen neun Uhr morgens hielt ich es auf der Matratze einfach nicht mehr aus und stemmte mich hoch. Das im wahrsten Sinne des Wortes, denn mir tat fast jede Stelle am Körper weh. Ich verzog das Gesicht und sah die zahlreichen Pflaster, die Schürfwunden verdeckten. Auch meine Stirn zierte so ein Ding, und die blauen Flecke kamen erst jetzt richtig zum Vorschein. An manchen Stellen schimmerten sie sogar grün und hatten sich wie Masern ausgebreitet. Ich schlich förmlich ins Bad. Dort stellte ich mich unter die Dusche. Vielleicht halfen die heißen Strahlen, meine Muskulatur ein wenig aufzulockern.

Ich hätte nach nebenan gehen können, um zu frühstücken Dann hätte Shao mich anschließend wieder ins Bett gesteckt, und das wollte ich auf keinen Fall. Es war einfach zu schönes Wetter, um zu Hause zu bleiben.

Der Himmel über London war klar. Eine blasse, winterliche Bläue spannte sich über sämtliche vier Himmelsrichtungen. Ein Tag, wie er im Buche stand. Nein, da hielt mich nichts in der Wohnung. Außerdem konnte ich die Besorgungen machen, zu denen mir ansonsten die Zeit fehlte. Ich brauchte mal wieder ein paar Hosen und Hemden. Und eine neue Kombination wollte ich mir auch zulegen. Zum Glück konnte ich es als Spesen abbuchen, da bei meinen Einsätzen genügend Kleidung verdorben wurde.

Das Ankleiden, sonst eine Sache von Sekunden, dauerte diesmal Minuten. Ich mußte mich drehen und wenden, was nur schwerlich gelang. Als ich in die Hose stieg, setzte ich mich auf einen Stuhl. Ich hatte sie soeben hochgezogen, als das Telefon schrillte.

In meiner Wohnung befinden sich zwei Apparate. Einer direkt am Bett. Bei ihm hob ich ab und dachte wirklich, daß es sich um einen Kontrollanruf aus dem Büro handelte.

»Ich bin nicht da«, meldete ich mich.

»Das höre ich, mein Junge.«

Ein Grinsen flog über mein Gesicht. Es gab nur eine, die zu mir »mein Junge« sagte. Das war Sarah Goldwyn, die Horror-Oma. Von ihr hatte ich wirklich lange nichts mehr gehört. Unser letztes gemeinsames Abenteuer hatte uns nach Wales geführt, wo wir gegen einen alten Druidenfluch kämpften.

»Sarah Goldwyn, Schrecken aller Werwölfe«, sagte ich, »was kann ich für Sie tun?«

»Ich hörte, Sie sind krank, mein Junge.«

Ich verdrehte die Augen. »Hat sich das schon bis zu Ihnen herumgesprochen?«

»Ja.«

»Und wer war Ihr Informant?«

»Ein gewisser Inspektor Suko.«

»Aha. Was hat er denn gesagt?«

»Daß Sie auf höheren Befehl im Bett liegen müssen. So lauteten seine Worte.«

»Ich war noch nie ein guter Befehlsempfänger.«

»Heißt das, daß Sie nicht mehr im Bett liegen?«

»Genau, ich bin soeben aufgestanden.«

»Das ist allerhand. Ich werde sofort Ihren Chef…«

»Aber Sarah, ich bitte Sie. Sie wollen mich doch nicht verpetzen.«

Da lachte sie. »Eigentlich nicht. Ich hatte mir vorgenommen, mal mit Ihnen ein wenig zu plaudern. An sich heute abend, deshalb rief ich an.

Aber wenn sie krank sind…«
»… können wir die Plauderei auch auf den Morgen vorverlegen, teure Freundin.«
Einen Moment war es still. Ich hörte ihr Atmen. Dann sagte sie:
»Soll das heißen, daß ich zu Ihnen komme?«
»So ähnlich, wobei ich einen besseren Vorschlag habe. Wir könnten uns in einem netten Café treffen, denn ich habe noch nicht gefrühstückt, und mein Magen hängt ziemlich weit unten.«
»Laden Sie mich ein?« erkundigte sich Sarah Goldwyn.
»Auch das.«
»Und Sie wollen sich tatsächlich mit einer alten Schachtel an einen Tisch setzen?«
»Ich habe das Gefühl, daß die alte Schachtel jünger ist als manch zwanzigjähriges Wesen.«
»Sie Schmeichler.«
»Und noch eins«, sagte ich im Verschwörerton. »Zu niemandem ein Wort. Ich soll mich nämlich zu Hause aufhalten und muß zusehen, daß mich auch Shao nicht entdeckt, wenn ich meine Wohnung verlasse. Sie ist der heimliche Aufpasser.«
»Ich schweige wie ein Grab«, gab Lady Sarah dumpf zurück.
»Und wo sollen wir uns treffen?«
»Schlagen Sie etwas vor?«
»Ich kenne da ein kleines Café am Trafalgar Square. Es heißt Chez Mimi und ist im französischen Bistrostil aufgemacht.«
»Dort kriege ich keinen Parkplatz.«
»An der National Gallery können Sie doch parken.«
»Danke für den Tip.«
»Okay, mein Junge. Einer wartet auf den anderen. Bis später dann.«
Ich war einverstanden.
Da ich noch die Schlafanzugjacke trug, mußte ich mich erst umziehen. Ich schlüpfte in mein Hemd, was gar nicht so einfach war, zog einen Pullover darüber und nahm die gefütterte Lederjacke vom Haken. Meine Waffen hatte ich ebenfalls nicht vergessen.
Kreuz, Beretta und Dolch fanden ihren gewohnten Platz.
Wie ein Dieb verließ ich meine Wohnung. Wenn Shao jetzt zufällig kam, sah ich lecker aus.
Alles ging glatt. Auf dem Flur begegnete mir zwar eine Nachbarin, aber die wußte nichts von meiner Krankheit. Ich drückte mich an ihr vorbei zum Lift, fuhr nach unten in die Parkgarage, wo auch mein silbergrauer Bentley stand.
Seltsamerweise konnte ich mich wieder besser bewegen, die Dusche hatte wohl geholfen. Einige Pflaster hatte ich nicht mehr erneuert, allerdings mußte ich das auf meiner Stirn lassen.
Als ich startete und den Wagen in Bewegung setzte, grinste ich wie

ein Lausbub, dem ein besonderer Streich gelungen war. Daß der Streich allerdings in einen tödlichen Strudel führen würde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt nicht ahnen…

***

In London hatte er nur selten zu tun, denn sein Schloß lag außerhalb der Millionenstadt. Er fuhr nur in die City, wenn es sich nicht vermeiden ließ und geschäftliche Belange ihn dazu zwangen.

Sein Wohnsitz lag nahe der Stadt Rochester, wo der Medway River durch eine ruhige Landschaft floß und mit seinem Südufer die Nordgrenze des gräflichen Besitzes bildete.

Der Earl of Rankin war einer der bekanntesten Leute in Rochester und Umgebung. Er konnte es sich leisten, auf einem Schloß zu wohnen. Dafür war es auch nicht so teuer im Unterhalt. Man sagte dem Earl of Rankin beste Beziehungen zum Oberhaus nach, aber in den unmittelbaren Dunstkreis der Königsfamilie war er nie gelangt, denn da gab es einen grauen Fleck auf seiner sonst blütenweißen Adelsweste.

Einer seiner Vorfahren war nach Rußland emigriert. Er hatte Ärger mit dem Königshaus gehabt und hatte anschließend in Rußland unter dem Zarregime den Namen Rankin nicht sterben lassen.

Er sorgte für zahlreiche Nachkommen, die allerdings bald ihren Ursprung vergaßen und sich mit den angelsächsischen Verwandten nicht mehr in Verbindung setzten. Nach der Oktoberrevolution wurde das Geschlecht der Rankins ausradiert. Stalin und Genossen sorgten dafür, daß die meisten verschwanden. Die englische Verwandtschaft erfuhr nicht einmal davon. Man nahm eben an, daß kein Rankin überlebt hatte.

Das war ein Irrtum.

Es gab noch einen Rankin. Fjodor Rankin, und der hatte sich bei dem Earl of Rankin gemeldet. Das war von einer Woche gewesen.

Als nahezu unverschämt konnte man seine Forderungen bezeichnen. Er erhob Anspruch auf einen Teil des Schlosses und damit auch auf das Vermögen des Earls.

Der war natürlich zuerst baff. Dann begann er nachzudenken und kam zu dem Entschluß, seinem armen russischen Verwandten keinen einzigen Shilling in den Hals zu stecken. Zudem wollte er das mit seiner Hausbank abklären.

Deshalb der Trip nach London.

Er fuhr nie selbst, denn dafür bezahlte er Charles, den Chauffeur.

Charles stand bereits sehr lange in den Diensten der Familie und gehörte einfach dazu. Allerdings hatten die Rankins immer die nötige Distanz bewahrt. Lady Rankin, die vor zwei Jahren verstorben war, ebenso wie der Earl.

Gaylord, der Sohn, sah das allerdings ein wenig lockerer. Nun ja, was konnte man von einem Studenten schon erwarten? Reginald Earl of Rankin, der Vater, hatte mit seinem Sohn über den russischen Verwandten noch nicht gesprochen. Das erfuhr Gaylord früh genug, denn er wollte am heutigen Tag den väterlichen Sitz besuchen.

»Wir sind in London, Sir«, meldete Charles mit seiner leichten Trauerstimme.

»Ich stellte es bereits fest.« Der Earl hob mißbilligend die Augenbrauen, wobei sich seine Stirn in Falten legte. Er haßte die City von London, all den Trubel, den Verkehr, nein, das war nichts für ihn.

Auf dem Land fühlte er sich wohler.

Steif wie ein Ladestock saß er im Fond des dunkelblauen Rolls.

Der Wagen war zum Glück so hoch, daß er auch dann nicht mit dem Kopf gegen den Fahrzeughimmel stieß, wenn er seinen schwarzen Bowler trug. Ihn nahm der Earl nur ab, wenn er ein Haus oder ein Gebäude betrat, was seinen Ansprüchen gereichte, sonsten behielt er den typisch englischen Hut auf.

Zudem war er auch wie der Bilderbuch-Engländer gekleidet. Ein dezenter dunkler Anzug, die passende Weste, das weiße Hemd und die schmale Krawatte aus bester Highland-Wolle. Er wußte, was er sich und seinem Ruf schuldig war.

Die Fahrt wurde jetzt unruhiger. Zahlreiche Ampeln zwangen Charles, den Rolls häufiger zu stoppen. Zwar vibrierte das Fahrzeug nicht oder federte nach, aber der Fahrfluß war doch gestört.

Zudem schauten zahlreiche Menschen in das Innere des Fahrzeuges, und der Earl sah sich gezwungen, die Gardinen vorzuziehen.

»Wann werden wir die Bank erreichen, Charles?«

»Ich schätze in etwa zehn Minuten, Sir.«

»Aha.«

Wieder breitete sich Schweigen aus. Reginald Earl of Rankin nahm seinen Stockschirm, stellte ihn zwischen die Beine, zog die Handschuhe aus feinstem Leder an und legte beide Hände übereinandergeschlagen auf die Krücke.

»Sir, wir haben unser Ziel erreicht«, meldete Charles nach einer Weile.

»Ich sehe es.«

Charles schaltete den Motor aus, verließ den Wagen und öffnete die Fondtür. Er hielt seine Mütze in der Hand, als sein Brötchengeber ausstieg. Die Bank, zu der der Earl wollte, stand unter privater Leitung. Und die Manager hatten es geschafft, tatsächlich hier am Trafalgar Square privaten Parkgrund für ihre Kunden zu schaffen.

Hier hatte auch Charles den Wagen abgestellt, neben einem braunen Mercedes 450.

Mißbilligend schaute der Earl auf die zahlreichen Tauben, die über

den Platz huschten und von den Touristen noch gefüttert wurden, als wäre London Venedig. Einen kurzen Blick gönnte er der Siegessäule des Lord Nelson, dann überquerte er die Straße und schritt auf das altehrwürdige Bankgebäude zu, dessen Fassade noch den Stuck und den Pomp der letzten Jahrhunderte zeigte.

Die Sicherungen waren allerdings modern. Nur auf den Türsteher hatte man nicht verzichtet. Er begrüßte den Earl mit einem eleganten Bückling.

Der Earl hatte nicht nach links und rechts geschaut. Vielleicht wäre ihm dann ein Mann aufgefallen, der vor dem Portal der Bank auf dem Gehsteig stand und in dessen Augen es tückisch aufleuchtete.

Doch woher sollte der Earl auch seinen letzten russischen Verwandtschaftssproß kennen? Und wenn, dann hätte er ihn sicherlich mit keinem Blick gewürdigt.

Fjodor Rankin blieb für einen Moment stehen. Er sah nicht die hohen, doppelstöckigen, roten Busse, die um den Square fuhren, er nahm auch nicht die Menschen wahr, die an ihm vorbeihasteten und in zahlreichen Sprachen redeten.

Für ihn war einzig und allein der Auftrag wichtig. Er hatte seinen englischen Verwandten angerufen. Dieser jedoch lachte ihn nur aus. Das war ein Fehler, denn Fjodor Rankin, auf abenteuerliche Art und Weise nach England gelangt, wollte ein grausames Exempel statuieren.

Und zwar mitten in London, im Herz der Millionenstadt, hier am Trafalgar Square…

***

Ich hatte mit einem Parkplatz weniger Glück. Zudem gehörte ich nicht zu den Privilegierten und mußte suchen.

An der National Gallery war auch alles voll, aber ich hatte trotzdem Glück, weil jemand wegfuhr und ich eine Minute gewartet hatte. Der Fahrer winkte mir noch freundlich zu, und ich quetschte den Silbergrauen in die Lücke, neben einen Ford Capri 3,0 l.

Es tat wirklich gut, nicht dienstlich in der Heimatstadt unterwegs sein zu müssen, so nahm ich mir die Zeit und schritt einmal um den Trafalgar Square.

Es war mehr ein Schlendern in der winterlichen Kälte. Der Atem dampfte vor meinen Lippen, ich schaute den Tauben zu und bekam prompt einen Gruß von oben mit, der zum Glück nur meine Schuhe traf.

Das weiße Zeug lief an der Seite entlang. Mit Papier wischte ich es weg.

Das Wasser des großen Brunnens war gefroren. Als ich daran vorbeischritt, fiel mir die dicke Eisschicht auf. Kinder rutschten darauf. Langsam war ich den Winter leid. Noch eine Woche, dann

hatten wir März, den Frühlingsmonat.

Ich überquerte die Straße und suchte das kleine Café. Es lag versteckt zwischen alten Gebäuden, man mußte in eine schmale Passage gehen, um den Eingang zu finden.

Der Raum, in dem serviert wurde, lag allerdings zum Square hin, sogar in der Nähe eines Parkplatzes, den eine Privatbank angelegt hatte.

Ich schaute mich um.

Eine völlig andere Atmosphäre hielt mich umfangen. Französische Musik drang aus dem Lautsprecher. Lieder über Paris. Kleine Tische, rund in der Form, die Stühle waren ziemlich schmal, eine lange Theke mit zahlreichen Flaschen dahinter und als Prunkstück auf der Theke eine große Kaffeemaschine.

Das Café war gut besucht, und ich entdeckte Sarah Goldwyn hinten am Fenster.

Es war ihr tatsächlich gelungen, dort noch einen Tisch zu ergattern. Sie hatte mich ebenfalls gesehen und winkte mir zu. Lady Sarah war fidel wie immer. Und wie immer trug sie mehrere Ketten um ihren Hals. Das Sammeln von Ketten gehörte zur Leidenschaft der mehrfachen Witwe. Allerdings sammelte sie noch stärker alles, was mit Horror irgendwie in Zusammenhang stand. Das ging von Taschenbüchern, Romanen, populärwissenschaftlichen Schriften bis zu Filmen und Tonbandprotokollen. In ihrem Haus hatte sie den Dachboden ausbauen lassen und aus ihm einen Filmraum gemacht.

Lady Sarahs Privatkino.

Ich küßte ihr die Hand. Da Lady Sarah sitzenblieb, mußte ich mich bücken und bekam einen Stich, der sich durch das gesamte Kreuz zog. Ich verzog das Gesicht, worauf die Lady meinte: »Sie hätten doch lieber im Bett bleiben sollen, John.«

»Das gibt sich wieder.« Ich nahm auf einem unbequemen Stuhl Platz und schaute nach, was sich Lady Sarah bestellt hatte.

Es war Kaffee.

»Trinken Sie keinen Tee?«

»Nein, mein Junge. Sie können sich doch nicht in einem französischen Bistro Tee bestellen. Das ist das gleiche, als würden sie in einem Drei-Sterne-Restaurant nach Ketchup verlangen.«

»Sorry, soweit dachte ich nicht.«

»Ich schreibe es Ihrer Jugend gut.«

Worauf ich lachen mußte. »Jugend ist gut. Wenn man die 35 erreicht hat, ist der erste Lack auch schon weg.«

»Was soll ich denn sagen?«

»Sie sind ein Phänomen, Lady Sarah.«

»Das sagen Sie so, mein Junge.«

»Wer vier Männer überlebt hat…«

»Glück.«

Die Bedienung kam. Es war ein hübsches, braunhaariges, junges Ding und sprach mit einem französischen Einschlag.

Ich bestellte Kaffee, Croissants, Marmelade und Butter, da ich noch nicht gefrühstückt hatte. »Und das zweimal«, sagte ich, wobei ich auf Lady Sarah deutete.

Die schüttelte den Kopf. »Nein, danke, für mich bitte nicht. Ich kann nicht soviel essen.«

»Wollen Sie mich wirklich allein frühstücken lassen?«

»Ja.«

»Dann nur einmal.«

»Danke, Sir«, sagte das Mädchen und ging davon.

»Haben Sie sich gut wegschleichen können?« fragte mich Lady Sarah.

Ich nickte. »Und wie. Dabei kam ich mir vor wie auf dem Kriegspfad. Wenn Shao jetzt klingelt, wird sie sich wundern.«

»Und Scotland Yard verrückt machen«, meinte Mrs. Goldwyn.

»Das glaube ich nicht.«

Mein Frühstück kam. Die Croissants waren frisch und dufteten herrlich. Zwei lagen auf dem Tablett. Die Marmelade konnte man schon als Konfitüre bezeichnen. In einer Schale sah ich ganze Erdbeeren, in der anderen zerteilte Aprikosen.

Der Kaffee war schwarz wie die Nacht. Milch gab es ebenfalls, und meine Augen strahlten, was auch Lady Sarah bemerkt hatte, denn sie wünschte mir einen guten Appetit.

Den hatte ich.

Die Croissants sahen nicht nur stark aus, sie schmeckten auch dementsprechend. Ich tunkte Konfitüre auf die Stücke und vergaß sogar die Butter.

Mrs. Goldwyn ließ mich in Ruhe essen, obwohl ihr sicherlich einige Fragen auf der Seele brannten, denn wir hatten uns einige Wochen nicht mehr gesehen. Inzwischen war einiges passiert. Asmodina lebte nicht mehr, die Mordliga hatte Verluste einstecken müssen, und bei den Dämonen gab es Verschiebungen. Die Hierarchie stimmte nicht mehr. Inwiefern meine Freunde und ich davon profitieren konnten, stand noch nicht fest. Es würde sich zeigen.

Mein Blick fiel nach links, so daß ich durch die Scheibe schauen konnte.

Auf dem kleinen Privatparkplatz der Bank standen ein Mercedes und ein Rolls. Beides Prachtkarossen. Im Rolls hatte es sich der Chauffeur bequem gemacht. Er saß hinter dem Lenkrad und las die Zeitung. Es war ein Londoner Boulevardblatt.

Die Menschen flanierten vorbei. Winterlich gekleidet waren sie und warfen hin und wieder einen Blick durch die Scheibe in das Innere des kleinen Cafés.

Ein Mann fiel mir auf.

Den Grund konnte ich nicht nennen. Vielleicht weil er einen unmodernen Mantel trug und eine Pelzmütze auf dem Kopf hatte. Der Mantel zeigte eine graue Farbe und endete an den Knien. So lief man heutzutage nicht mehr herum.

Der Mann stand nicht weit von den beiden Wagen entfernt, hatte die Hände in den schrägen Taschen vergraben und schaute starr auf den Rolls. Auch mich sah er.

Unsere Blicke trafen sich.

Ich sah die Augen nicht, dafür war der Mensch zu weit entfernt, aber ich glaubte, ein Glitzern darin gesehen zu haben und krauste nachdenklich die Stirn.

»Was ist mit Ihnen?« erkundigte sich Lady Sarah.

»Wieso? Was sollte denn sein?«

»Eigentlich nichts, aber Sie sehen aus, als hätten Sie irgend etwas entdeckt, mein Junge.«

»Mich interessiert der Trubel.«

Lady Sarah setzte die Brille auf, die ansonsten an einer Kette um ihren Hals hing. »Oder meinen Sie den Mann mit der Pelzmütze?«

Ich teilte das zweite Croissant. »Ist er Ihnen auch schon aufgefallen?«

»Ja, er paßt nicht hierher.«

»Das meine ich auch.«

»Kennen Sie ihn, John?«

Ich strich Konfitüre auf das Croissant. »Nein, ich habe ihn noch nie gesehen.«

»Er scheint aber doch interessant zu sein, sonst hätten Sie sich mit seinem Anblick nicht so lange beschäftigt«, stellte die Horror-Oma fest.

Ich hob beide Arme. »Sie denken wieder an einen Fall, nicht wahr?«

»Ist doch möglich.«

»Nein, um Himmels willen. Drei Tage lang sollen mich die anderen in Ruhe lassen. Ich bin privat hier und werde es auch bleiben.«

»Jetzt kommt er näher.« Lady Sarah schien mir überhaupt nicht zugehört zu haben, sie sah nur den Mann mit der Pelzmütze.

Ich nahm einen Schluck Kaffee. Er war stärker als der, den Glenda kochte. Dafür schmeckte er mir nicht so gut wie der aus meinem Büro. »Und?«

»Jetzt bleibt er wieder stehen.«

Ich schaute auf und ärgerte mich schon, daß ich etwas zu Lady Sarah gesagt hatte. Sie witterte wieder einen großen Kriminalfall, wenn nicht noch mehr.

Auch der Chauffeur war auf den Mann aufmerksam geworden.

Er saß zwar hinter getönten Scheiben, doch wir konnten erkennen, wie er die Zeitung zusammenfaltete und weglegte.

»Gleich muß etwas passieren!« flüsterte Lady Sarah.

Ich wollte ihr den Glauben nicht nehmen und schwieg. Seltsam war es allerdings schon. Da stand der Knabe mit seiner Pelzmütze und starrte nur auf den Rolls und dessen Fahrer. Das mußte etwas zu bedeuten haben. Vielleicht war er ein Autonarr und interessierte sich besonders für diesen Prunkschlitten.

Dem Chauffeur wurde es zuviel.

»Jetzt steigt er aus«, kommentierte Lady Sarah, weil ich im Moment nicht hinschaute.

Durch ihre Worte allerdings sah ich mich genötigt, abermals einen Blick nach draußen zu werfen.

Der Chauffeur wollte tatsächlich aussteigen und beugte sich nach rechts, um die Fahrertür zu öffnen.

Da geschah es.

Und es war so schrecklich, schlimm und grauenhaft, daß sich mein Verstand fast weigerte, es zu erfassen…

***

Es begann harmlos. Der Chauffeur blieb mitten in der Bewegung stehen. Das heißt, er erstarrte. Noch hatte er die Tür nicht geöffnet, und er kam auch nicht mehr dazu, denn im Innern des Wagens begann für ihn eine Hölle.

Mit den Armen schlug er plötzlich um sich. Sein Gesicht wurde zu einer Fratze, durch die Scheibe sah ich es nur verschwommen, und im nächsten Augenblick riß ihn eine ungeheure Kraft vom Sitz.

So stark und so mächtig, daß er nichts dagegen unternehmen konnte. Das war noch nicht alles. Das Dach des Rolls platzte über dem Fahrersitz wie eine reife Frucht auseinander, Metallteile flogen seitlich weg, ein zackiges Loch entstand, und durch dieses Loch raste der Fahrer wie eine Rakete in die Höhe.

Er schrie, und wir hörten seine Schreie selbst durch die Scheibe, die plötzlich zerbarst, weil ein Metallsplitter sie getroffen hatte und wir von einem Scherbenregen übergossen wurden.

Ich riß Lady Sarah vom Stuhl, suchte selbst Deckung, und die anderen Gäste sprangen schreiend auf. Tische und Stühle fielen um, Geschirr zerschellte am Boden, die Gäste drängten dem Ausgang entgegen, denn jeder dachte wohl an eine explodierende Bombe und wollte der Hölle entfliehen.

Was um mich herum geschah, nahm ich kaum wahr, ich konzentrierte mich auf den Chauffeur.

Er jagte hoch in die Luft. Seine Arme und Beine waren gespreizt, und dann drehte er zur Straße hin ab, schlug einen kleinen Bogen und jagte mit der gleichen Geschwindigkeit wieder nach unten.

Nur mit dem Kopf zuerst.

Ich hatte die Hände geballt und schloß die Augen, weil ich es nicht mit ansehen konnte.

Autofahrer wurden überrascht, bremsten, Reifen kreischten wild und grell. Einige Fahrer wurden überrascht und fuhren auf die Wagen ihrer Vorderleute.

Ich öffnete die Augen wieder und sah den Chauffeur auf der Straße zwischen den Autos verschwinden.

Meiner Ansicht nach konnte er nicht überlebt haben.

Ich mußte hier raus.

Als ich sah, daß Lady Sarah nichts geschehen war, sprang ich hoch und nahm nicht den Weg zum Ausgang, sondern sprang kurzerhand durch die zerborstene Scheibe. Auf dem Gehsteig wäre ich fast auf den Scherben ausgerutscht und konnte mich nur am Rolls abstützen.

Im Nu hatte sich eine gewaltige Menschenmenge versammelt.

Nicht nur vor dem Café, auch auf der Straße standen sie. Der Verkehr war völlig zusammengebrochen.

Die Trillerpfeifen der Bobbies übertönten die Stimmen. Man schrie nach der Polizei und einem Krankenwagen, ich allerdings dachte an einen anderen.

An den Mann mit der Pelzmütze.

Er war nicht so harmlos, wie er ausgesehen hatte. Mit diesem gräßlichen Mord mußte er in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Aber wo befand er sich.

Auf gut Glück lief ich zur linken Seite hin, wo sich auch der Eingang zur Passage befand. Dort gab es zahlreiche Geschäfte, sogar in mehreren Etagen, und dort konnte sich der Unbekannte verstecken, ohne daß es auffiel.

Meine Prellungen und blauen Flecken spürte ich nicht mehr.

Mich hielt der Streß des Augenblicks gefangen, so daß alles andere zweitrangig wurde.

Rechts lag ein Lederwarengeschäft. Personal und Kunden hatten wie auch bei den anderen Geschäften ihren Laden verlassen, um zu schauen, was geschehen war.

Dafür lief ich hinein. Er war nicht sehr groß und übersichtlich.

Mit wenigen Schritten hatte ich ihn durchquert, konnte den Mann mit der Pelzmütze allerdings nicht entdecken. Auch nicht, als ich eine schmale Tür aufstieß und in das kleine Lager schaute, wo noch das Frühstücksgeschirr der Verkäuferinnen herumstand.

Also wieder raus.

Die Passage hatte sich geleert. Verkäufer sowie Kunden standen auf dem Gehsteig und schauten, ob noch irgend etwas passieren würde. In jedes Geschäft sah ich. So klein die Läden auch sein mochten, sie besaßen durch die Bank große Schaufenster, die die Breite der Läden

einnahmen. Die Vielfalt der Geschäfte war in der Tat enorm.

Da gab es Boutiquen, einen Gewürzladen, ich sah einen Pfeifenshop, ein Laden stellte Kindermoden aus, daneben bot eine dicke Frau Zeitschriften an, ein Wäschegeschäft, Kleinmöbel, Eisdiele, Eßstände und eine Treppe, die nach oben führte, wo rechts und links einer Galerie sicherlich auch noch Geschäfte waren.

Ich fragte die Frau am Zeitungskiosk. Er befand sich dicht neben der Treppe.

»Hören Sie, Gnädigste, haben Sie zufällig einen Mann gesehen, der folgendermaßen aussieht…« Ich gab ihr die Beschreibung. Die dicke Frau mit den Plastikohrringen unter der Lockenpracht, schüttelte den Kopf, so daß ihre Haare flogen.

»Hab' ich nicht gesehen!«

»Auch nicht nach oben gehen?«

Sie hob die Schultern.

Ich nickte ihr zu und schritt selbst die Stufen hoch. Noch einmal ließ ich das Vergangene Revue passieren. Da war etwas Schreckliches passiert. Ein Mensch war durch das aufgebrochene Dach seines Autos geschleudert worden, ohne daß jemand mit rein körperlicher Gewalt nachgeholfen hätte.

Wieso?

Nein, mit körperlicher Gewalt nicht, aber mit gedanklicher. Das erinnerte mich wieder an einen Fall, der ungefähr ein Jahr oder etwas mehr zurücklag. Damals hatten wir gegen die Gedanken-Mörder gekämpft, und mit mir hatte der Gedanken-Killer buchstäblich Katz und Maus gespielt. Es war mir so ähnlich ergangen wie dem Chauffeur aus dem Bentley, nur hatte ich überlebt.

Sollten wir es hier mit einem ebensolchen Phänomen zu tun haben? Waren die Gedanken-Killer wieder aus der Anstalt ausgebrochen? Ich beschloß, meine Nachforschungen auch in diese Richtung voranzutreiben.

Am Ende der Treppe begann in der Tat eine Galerie. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn das erste Geschäft, das in mein Blickfeld geriet, verkaufte Kunst.

London hat viele Touristen. Dementsprechend waren auch manche Bilder. Sie zeigten die Hauptmotive der Stadt, auf die Schnelle in Öl runtergepinselt.

Ich sah auch eine Kneipe. Sie lag der Galerie schräg gegenüber.

Rechts und links der grünen Holztür leuchteten zwei gelbe Kugellampen. Es konnte wirklich nicht schaden, einen Blick in die Kneipe oder den Pub zu werfen.

Man bemerkte mich kaum. Die Kneipe war wie ein Seemannslokal aufgezogen. Als Abtrennung dienten Taue, unter der Decke hingen Netze. Tische und Stühle waren im Boden festgeschraubt. Das

Mahagoniholz gab einen warmen Glanz, wenn das Licht der Lampen es streichelte.

Daß mein Eintreten nicht beachtet wurde, hatte einen Grund. Die Gäste hingen an den Fenstern. Sie führten nämlich zur Straße hin.

Man hatte hier oben wirklich einen Logenplatz.

Auch ich schaute.

Die Straße war abgesperrt worden. Ich konnte genau auf das zerstörte Autodach blicken und sah das zackige Loch. Es mußte mit unheimlicher Gewalt gerissen worden sein.

Ich sah auch Lady Sarah. Sie redete mit mehreren Polizisten gleichzeitig und auch mit einem sehr vornehm aussehenden Herrn, der trotz der Situation seine Haltung nicht verloren hatte. Auf mich machte der Knabe allerdings einen blasierten Eindruck. Dem ganzen Gehabe konnte man entnehmen, daß ihm der Rolls gehörte.

Jemand tippte mir auf die Schulter. Ein Schnäuzer blickte mich an. Jedenfalls sah man kaum mehr von dem Gesicht des Mannes.

Der Schnäuzer glich wirklich schon einem Propeller.

»Möchten Sie was trinken?«

»Ja, bringen Sie mir ein Bitter Lemon. Pur.«

Der Schnauzbart mit den schmalen Schultern verschwand. Ich stellte mich an die Theke, wo die Gläser der Gäste ein halbleeres oder leeres Dasein fristeten.

Ich bekam meine kleine Flasche, schenkte mir ein und drückte dem Wirt Geld in die Hand. Die Gäste an den Fenstern unterhielten sich über das schreckliche Ereignis, auch der Wirt wollte wieder hin, doch ich stoppte ihn und zeigte ihm meinen Ausweis.

»Scotland Yard?«

»Ja, Mister.«

»Ich habe nichts gesehen«, sagte er sofort.

»Das glaube ich Ihnen gern. Ich möchte auch nichts über den Hergang des Unfalls von Ihnen wissen, ich suche einen Mann.«

»Davon gibt es viele.«

»Warten Sie erst einmal die Beschreibung ab.«

Er bekam sie von mir und dachte tatsächlich nach. Eine Weile später nickte er. »Ich glaube, so einen habe ich gesehen. Da war jemand mit einer Pelzmütze.«

»Und?«

Der Wirt hob die Schultern. »Keine Ahnung, Mister. Hier ist er jedenfalls nicht mehr.«

»Haben Sie ihn rausgehen sehen?«

Der Wirt dachte einen Moment nach, wobei er mit Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand den Schnäuzer zwirbelte. »Nein, Sir, ich habe ihn auch nicht rausgehen sehen. Hier war soviel los. Ich bin nur froh, daß kein Splitter die Scheibe getroffen und Gäste verletzt

hat.«

»Hat er etwas bestellt?«

»Nein. Es herrschte auch das reinste Chaos. Wir sind ja alle zu den Fenstern gelaufen.«

»Klar, kann ich verstehen.« Ich leerte mein Glas und warf einen Blick in die Runde.

Von den Gästen saß noch niemand am Tisch. Jeder schaute auf die Straße. Mir schräg gegenüber, an der mit Holz getäfelten Wand, befanden sich zwei Türen.

Eine für Gentlemen, die andere für Ladies. Die Männertoilette lag von mir aus gesehen links.

Und die Tür wurde aufgestoßen.

Ich hatte mich wieder halb abgewendet und bemerkte es nur aus den Augenwinkeln.

Dann schaute ich noch einmal hin und sah den Mann.

Ich kannte ihn.

Es war der mit der Pelzmütze!

***

Er hatte seine Kopfbedeckung sogar noch auf und machte einen völlig harmlosen Eindruck. Wenigstens auf den ersten Blick hin.

Schaute man ihn genauer an, so bemerkte man den gespannten Ausdruck auf seinem Gesicht. Der Mann wollte das Lokal verlassen, das wiederum paßte mir ganz gut, aber dem Wirt nicht.

Vielleicht hatte er es gut gemeint, aber er tat in diesen Augenblicken genau das falsche.

»He, Mister!« rief er. »Das geht aber nicht. Sie kommen hier rein, pinkeln und wollen verschwinden. Nichts da, einen Schluck müssen Sie schon trinken.«

Der Mann blieb stehen. Es schien, als lauschte er den Worten nach. Mir paßte die Entwicklung überhaupt nicht, und ich spürte das Gefühl im Magen, das ich immer dann hatte, wenn Ärger in der Luft lag. Mein Gesicht verzog sich, aber ich kam nicht dazu, dem Wirt irgend etwas zu sagen, denn der Mann mit der Pelzmütze steuerte die Theke an.

»Was soll's denn sein?« fragte der Wirt.

»Bier.«

Obwohl der andere nur dieses eine Wort sagte, merkte ich sofort, daß er kein Engländer war. Er sprach mit einem harten Akzent, wie ihn die Leute aus Osteuropa besitzen.

Ein Fremder also.

Der Wirt zapfte, schob ihm das Glas hin und sagte im gleichen Moment wieder etwas Dummes. »Hier ist auch ein Herr von der Polizei, der sich mit ihnen beschäftigen will.«

Der andere hielt seinen Krug umklammert. Nach den Worten ließ er

ihn so hastig los, als hätte er sich verbrannt. Das Wort Polizei mußte ihn aufgeschreckt haben.

Wir schauten uns an.

Und in diesem Augenblick spürte ich, daß wir Feinde waren. Ja, wir standen auf verschiedenen Seiten. Zwischen uns gab es keinerlei Gemeinsamkeiten.

»Ich bin Oberinspektor Sinclair«, stellte ich mich vor, »und habe ein paar Fragen an Sie.«

»Und?«

»Sie haben den Unfall gesehen?«

»Ja.«

»Können Sie auch eine Erklärung dafür abgeben?«

»Nein, wieso sollte ich?«

Ich schaute den Mann genau an. Er war schon älter. Mindestens sechzig. Das Haar, das ich rechts und links der Mütze sah, war weiß. An seinem Gesicht war nichts Besonderes, vielleicht die Augen, sie hatten einen seltsamen Glanz. Irgendwie metallisch, blaß, gleichzeitig aber auch kalt und gnadenlos.

Ein Feind!

»Sie haben also nichts gesehen?«

»Nein.«

Ich lächelte spöttisch. »Obwohl Sie daneben standen?«

»So ist es.«

»Es tut mir zwar leid, aber ich muß Sie bitten, mich zu begleiten. Wir suchen Zeugen, und Sie sind einer der besten. Sie haben fast neben dem Wagen gestanden, deshalb brauchen wir Ihre Aussage, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich gehe nicht mit.«

Er sagte die Worte so hart und klar, daß ich sofort Bescheid wußte. Umstimmen konnte ich ihn nicht, und ihn mit Gewalt zum Yard zu bringen, dazu hatte ich kein Recht. Ich konnte ihm nicht beweisen, daß er etwas mit den Ereignissen zu tun hatte. Es war nur ein Verdacht, mehr nicht.

»Darf ich dann um Ihre Personalien bitten?« erkundigte ich mich höflich.

»Auch das nicht. Sie werden gar nichts«, erwiderte er, und sein Gesicht veränderte sich auf einmal.

Es war irgendwie unheimlich. Die Haut nahm eine graue Farbe an, die Augen bekamen einen anderen Glanz. Ihre Pupillen wurden heller. Er blickte auch nicht mich oder den Wirt an, sondern schaute an uns vorbei.

Aber wir bekamen die Folgen zu spüren.

Platzen und klirren, Splitter flogen, der Wirt fuhr mit einem Aufschrei zurück, und auch ich stemmte mich von der Theke ab. Beide

sahen wir aus großen Augen, was geschehen war.

Kein Glas war mehr heil. Jedes einzelne war vor unseren Augen zersplittert.

Soeben zersprang das letzte. Es stand noch auf der Zapfsäule. Die Scherben regneten auf die blanke Flächen der Theke.

Die anderen Gäste wurden aufmerksam. Sie drehten sich um, wollten sehen was geschehen war und konnten das Phänomen nicht begreifen. Es war unwahrscheinlich.

Auf der Theke lagen nur noch Splitter. Der Wirt starrte auf seinen blutenden Handrücken.

Das hatte er noch nie erlebt.

Ich ebenfalls nicht, die anderen Gäste standen da und staunten.

Der Mann mit der Pelzmütze jedoch bewegte sich langsam rückwärts. Noch immer leuchteten seine Augen in dem geheimnisvollen Silber, aber ich wollte ihn auf keinen Fall entkommen lassen.

»Bleiben Sie stehen!« befahl ich.

Er dachte nicht daran, sondern setzte seine Kräfte weiterhin gezielt ein.

»Vorsicht! Die Lampe!« Der Wirt warnte mich.

Ich sprang zur Seite. Noch im rechten Augenblick, denn zwei Kugelleuchten unter der Decke zerplatzten, und die Scherben ergossen sich wie ein blitzender Regen nach unten.

Einige Splitter trafen auch mich. Ich kümmerte mich nicht darum und zog meine Beretta. Denn jetzt war ich sicher, einen Mörder vor mit zu sehen.

»Es reicht!« peitschte meine Stimme.

Plötzlich wurde es still. Niemand sprach mehr ein Wort. Auch der Mann mit der Pelzmütze sagte nichts. Er starrte mich nur an.

Unheimlich sah er aus, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. In diesen Augenblicken merkte ich, daß ich es mit einem sehr starken Gegner zu tun hatte, der seine geheimnisvollen und gefährlichen Kräfte voll auf mich konzentrierte.

Und auf meine Waffe.

Was in den nächsten Sekunden geschah, hatte ich noch nie erlebt.

Es schien, als hätte eine unsichtbare Hand mein Gelenk umklammert, um es nach oben zu biegen. Ich konnte meinen Arm nicht in der Stellung halten, die andere Kraft war stärker als ich.

Sosehr ich mich auch auch anstrengte, der Arm wurde in die Höhe gedrückt.

Es war verrückt, und grotesk. Da stand ich inmitten des Lokals und kämpfte gegen eine nicht faßbare Kraft an, die mich fertigmachte. Mein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, weil ich einen Gegendruck ausübte, denn ich wollte nicht so leicht aufgeben, aber ich bekam den Arm nicht nach unten, zu stark war der andere.

Dann erfolgte der Gegenzug.
Obwohl ich die Waffe umklammerte, konnte ich sie nicht halten.
Sie wurde mir mit einem Ruck aus den Fingern gerissen, fiel jedoch nicht zu Boden, sondern beschrieb Kreise und Spiralen in der Luft, wobei sie sich gleichzeitig auf die Tür zubewegte.
Alle Gäste starrten der Beretta nach.
Auch ich.
Und der Mann lächelte kalt.
Da traf mich der nächste Hammer.
Es war ein Stuhl. Hinter mir hatte er gestanden, doch die Kraft des anderen riß ihn vom Boden hoch. Ich merkte es, als es zu spät war. Das Ding hämmerte mir ins Kreuz.
In Hochform befand ich mich sowieso nicht. Ich flog bis gegen die Theke, schlug vor den Handlauf, und all meine blauen Flecken spürte ich in diesen Augenblicken wieder. Zum Glück konnte ich mich festklammern, sonst hätte ich auf den Scherben noch einen unfreiwilligen Spagat gemacht.
Das Lachen des anderen hallte durch das Lokal. Es traf mich wie der blanke Hohn, denn ich war der Besiegte, nicht der andere.
Als ich mich umdrehte, und nicht mehr das erstaunte und ratlose Gesicht des Wirts sah, war der andere verschwunden.
Im gleichen Moment erwachten auch die Gäste aus ihrer Erstarrung. Am Fenster hielt sie nichts mehr. Sie redeten durcheinander, sprachen wirr aufeinander ein. Sie stürmten zum Tresen, drängten sich dabei auch in der Mitte des Lokals zusammen, so daß ich große Mühe hatte, mir einen Weg zu bahnen. Eine Niederlage hatte ich zwar hinnehmen müssen, aber entkommen lassen wollte ich den Kerl nun doch nicht. Man konnte ihn als eine lebende Zeitbombe bezeichnen, er durfte nicht weiterhin frei herumlaufen, sonst wurde er zu einer Gefahr für die Menschheit.
Im Laufen hob ich meine Beretta auf, erreichte die Tür, sah in den Gang, der noch leer war, und lief in Richtung Treppe.
An deren Ende blieb ich stehen.
Der Mann mit der Pelzmütze stand etwa auf der Treppenmitte.
Frech schaute er mich an.
»Keinen Schritt weiter!« schrie ich, »oder ich schieße!«
Er lachte nur.
Ich erinnerte mich verdammt gut daran, daß er durch seine Kraft dafür gesorgt hatte, daß ich die Waffe verlor. Ich befand mich jetzt in einer Situation, wo ich den anderen stoppen mußte, wenn ich mehr Unheil verhüten wollte.
Deshalb schoß ich.
Ich wollte ihn nicht töten und hatte auf sein Bein gezielt. Das geweihte Silbergeschoß, in seiner Wirkung ähnlich einer mormalen

Bleikugel, hieb hinein. Es traf den Mann in den rechten Oberschenkel.
Jetzt mußte er zusammenbrechen.
Das geschah nicht. Der Kerl ging tatsächlich weiter, als wäre nichts geschehen.
Meine Augen wurden groß. Zwei Sekunden brauchte ich, um die Überraschung zu verdauen. In der Zwischenzeit war der andere schon wieder vorgegangen und hatte sich ein paar Yards von mir entfernt.
Das war ein Ding der Unmöglichkeit.
Trotz meiner Schmerzen im Rücken sprang ich die nächsten drei Stufen hinab und lief genau in die Falle.
Der Mann manipulierte die Materie. Er spielte mit ihr, denn mit Schrecken stellte ich fest, wie sich die Stufen vor mir plötzlich auflösten. Sie wurden zu einer breiigen Masse, erinnerten mich an rötlichen Schlamm, und der unheimliche Vorgang breitete sich von unten nach oben aus. Der Reihe nach verschwanden die Stufen.
Mir blieb keine andere Chance, als zurückzulaufen. Bevor ich in diesem seltsamen Schlamm steckenblieb, machte ich kehrt und sprang die restlichen vier Stufen wieder hoch.
Sie blieben verschont, weil der andere die Flucht ergriff. Ich hörte seine Schritte, aber ich konnte ihm nicht folgen, die Hälfte der Treppe vor mir war noch eine flüssige, heiße und qualmende Masse.
Wütend und ratlos blieb ich zurück.
Aus der Kneipe kamen die Gäste. Erregt diskutierten sie miteinander und schauten dann auf die Treppe.
So etwas hatten sie noch nie gesehen. Fragen prasselten auf mich nieder. Antworten gab ich nicht, sondern machte kehrt und rückte mich an den Neugierigen vorbei.
Ich mußte unbedingt telefonieren. Der Apparat stand hinter der Theke. Die Nummer meines Büros kannte ich im Schlaf. Suko meldete sich sofort. Er lachte, als er meine Stimme hörte. »Auch ohne dich steht das Yard Building noch, John. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, hier wird alles ge…«
»Halt die Luft an, Partner«, sagte ich, »und komm zum Trafalgar Square. Ich habe eine Zeitbombe für dich.«
»Wie?«
»Keine Fragen jetzt.« Ich gab dem Chinesen die genaue Adresse an und legte auf.
Als ich mich umdrehte, stand der Wirt neben mir. »Was soll ich denn jetzt machen?« fragte er.
Ich deutete auf die Zapfsäule. »Schenken Sie weiter Bier aus. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.« Dann verließ ich die Kneipe mit einem verdammt unguten Gefühl.

***

Die Treppe hatte ich mit einem Sprung hinter mir gelassen. Es war einfach keine andere Möglichkeit da, nach unten zu gelangen. Der Verkehr lief bereits wieder. Allerdings standen noch zahlreiche Polizisten herum, und ich sah auch den Wagen der Mordkommission.

Die Kollegen interessierten mich nicht, ich suchte Lady Sarah Goldwyn, sie konnte mir sicherlich mehr sagen.

Es war nicht einfach, die Horror-Oma in dem Gewühl zu finden.

Sie sah mich zuerst.

»Sinclair!« hörte ich hinter mir eine Stimme, die mehr aufstöhnte als spach.

Auch ohne mich umzudrehen, wußte ich, wer da in meinem Rücken stand. Chefinspektor Tanner.

Ich sah ihn trotzdem an. Er sah aus wie immer. Auf dem Kopf trug er seinen alten Filz, und das zerknitterte Gesicht zeigte noch ein paar Falten mehr. Der Mantel stand offen. Der Anzug darunter hatte sicherlich schon zehnjähriges Bestehen hinter sich, und auf der Weste sah ich kleine Löcher, wie Tabakasche sie hinterläßt.

»Hallo, Chefinspektor«, sagte ich.

Er nickte nur. »Was war los?«

Ich deutete auf den Wagen, der von Experten der Spurensicherung umringt war. »Da ist einer durch das Dach geflogen.«

»Aber kein Schiebedach.«

»Nein, das Dach des Rolls ist geplatzt.«

Tanner war von mir viel gewohnt, deshalb zeigte er sich auch nicht sonderlich erstaunt und fragte nur: »Wie das?«

»Es war eine geistige Manipulation. Jemand hat mit Materie gespielt, und dieser Jemand kann Materie verändern.«

»Das ist sicher?«

»Wie Ihr Hut, Kollege.«

»Wer war es?«

»Ich habe den Mann verfolgt und ihn auch entdeckt. Aber er machte mir die Molly.«

Tanner leistete sich ein aufforderndes Grinsen, so daß ich weiter berichtete.

Der gute Chiefinspektor bekam große Augen, aber er nahm mir jedes Wort ab.

Dann meinte er: »Was hatte dieser Kerl mit der Pelzmütze denn mit dem armen Chauffeur zu tun?«

»Das werde ich herausfinden.«

»Wissen Sie überhaupt, bei wem er angestellt war?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Bei Sir Reginald, dem Earl of Rankin.«

»Kenne ich nicht.«

»Der stammt aus Rochester. Alter Adel, leicht blasiert, trauert dem

Empire und den Traditionen nach. Er lebt in einer anderen Welt und kommt nur nach London, um seine Geldangelegenheiten zu regeln. Heute war so ein Tag.«

»Und da hat es den Chauffeur erwischt.«

»Genau, John. Wobei ich mich allerdings frage, ob der andere es wirklich nur auf den Fahrer abgesehen hat und nicht auf seinen Arbeitgeber.«

»Das ist gar nicht so dumm. Haben Sie mit dem Earl bereits darüber gesprochen?«

»Er stellt sich stur.«

»Wieso?«

»Ich bin ihm wohl zu wenig. Zudem gefällt ihm mein Hut nicht. Er will nur mit dem Commissioner reden.«

Ich zog ein langes Gesicht. Diese Art von Zeugen hatte ich besonders gern, aber er mußte seine Aussagen machen, daran ging kein Weg vorbei.

»Nehmen Sie ihn sich vor, John?«

»Worauf Sie sich verlassen können. Wo steckt er eigentlich?«

»Der hat sich ins Café zurückgezogen. Zusammen mit einer älteren Lady, die er zufällig hier traf. Die kannten sich wohl von früher her.«

Ich grinste und erinnerte mich daran, daß ich die beiden zusammen gesehen hatte.

»Haben Sie was?« fragte Tanner.

»Ja, Hunger«, erwiderte ich. »Bis später dann…«

Ich ließ den Chiefinspektor stehen und bahnte mir einen Weg zum Café. Den Laden betrat ich nicht durch die zerstörte Scheibe, sondert nahm den normalen Eingang.

Lady Sarah saß nicht mehr dort, wo wir gesessen hatten. Sie hatte den Platz gewechselt. Steif wie ein Ladestock hockte ihr der Adelige gegenüber. Den Schirm hatte er zwischen seine Beine gestellt, die Hände lagen über dem Knauf. Die Melone saß kerzengerade auf seinem Kopf, die Mundwinkel waren leicht nach außen gebogen, und vor ihm stand ein Glas mit Whisky.

»Da sind Sie ja, John«, rief Lady Sarah und deutete auf einen freien Stuhl. »Wir haben schon auf Sie gewartet.«

»Sie haben es!« stellte der Earl richtig.

»Auch egal. Nehmen Sie, Platz, John.«

Im Café herrschte ein unbeschreiblicher Trubel. Der Besitzer hatte die Tische und die Stühle wieder aufstellen lassen. Er verkaufte sogar gut, die Gäste hatten nach dem Schrecken großen Durst bekommen. Allerdings wurde sofort kassiert, da ging er auf Sicherheit.

»Das ist Oberinspektor John Sinclair, von dem ich Ihnen erzählt habe, Sir«, stellte Lady Sarah mich vor.

Der Earl nickte nur. Seinen Namen nannte er nicht. Als Lady Sarah

ihn mir sagen wollte, winkte ich ab. Ich ging dafür sofort in die Vollen und schoß eine ganze Breitseite gegen den blasiert wirkenden Earl ab. »Können Sie sich eigentlich vorstellen, daß der Anschlag nicht Ihrem Fahrer, sondern Ihnen gegolten hat?«

Kaum hatte ich die Frage ausgesprochen, da öffnete mein Gegenüber zum erstenmal den Mund. »Was unterstehen Sie sich, Oberinspektor? Ich bin Sir Reginald Earl of Rankin.« Er sprach im Brustton der Überzeugung, so daß ich grinsen mußte.

»Und wenn Sie der berühmte Kaiser von China wären, hätte der Anschlag trotzdem Ihnen gelten können.«

»Nein.«

Das klang abweisend. So etwas war ich gewohnt und blieb trotzdem am Ball. »Welchen Grund kann denn die Gegenseite gehabt haben, Ihren Fahrer zu ermorden?«

»Das weiß ich nicht. Als sein Dienstherr bin ich über seine privaten Belange nicht informiert. Darum habe ich mich nie gekümmert. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen Umgang er pflegte.«

»Bestimmt nicht in Gangsterkreisen«, mischte sich Lady Sarah ein.

»Schauen Sie in den Kopf eines Menschen, Lady?«

»Nein, Sir Reginald, das nicht. Aber Charles arbeitete schon sehr lange bei Ihnen, wie Sie mir selbst sagten. Als mein verstorbener Gatte und ich die Ehre hatten, Sie auf Ihrem Landsitz in Rochester besuchen zu dürfen, sah ich Charles bereits bei Ihnen. Und er hat auf uns einen sehr guten Eindruck hinterlassen, dies möchte ich einmal betonen, Sir Reginald.«

»Danke. Trotzdem kann ich diesem Oberinspektor nicht weiterhelfen. Ich halte die peinliche Fragestunde in der nicht würdigen Umgebung auch für beendet und möchte mich verabschieden. Wenn jemand Fragen stellt, dann der Commissioner.« Der Earl stand auf.

»Moment, ich bin nicht fertig!«

Als er so angesprochen wurde, ließ er sich vor Schreck wieder fallen. Dann zeigte ich ihm meinen Ausweis. Er sah ihn sich genau an, denn diese Legitimation, von der ich nur ungern Gebrauch machte, öffnete mir praktisch Tür und Tor.

Sir Reginald schnaufte durch die Nase. »In der Tat beeindruckend«, sagte er.

»Darf ich jetzt fragen, Sir?«

»Bitte.«

Ich kam auf den Mann mit der Pelzmütze zu sprechen, aber Sir Reginald hatte ihn nie gesehen.

»Tut mir leid«, erwiderte er, und sein langes Pferdegesicht nahm einen traurigen Ausdruck an. »Ich kenne ihn nicht.«

»Sie haben ihn auch nicht gesehen, so daß Sie sich an ihn erinnern können?«

»Nein.«

Der Kerl war ein schwerer Brocken, aber ich bekam ihn noch klein. Es mußte einfach einen Grund für die schreckliche Tat gegeben haben, deshalb konzentrierte ich meine Bemühungen auf seine Person.

»Ist Ihnen in der letzten Zeit vielleicht etwas aufgefallen, Sir?«

»Wie meinen Sie?«

»Hat es Ärger gegeben? Ist nicht alles so verlaufen, wie Sie es sich vorgestellt haben?«

»Es ging glatt.« Dabei senkte er den Blick, und seine Wangenmuskeln zuckten. Lügen konnte der Knabe schlecht, das merkte ich sofort. Irgend etwas stimmte da nicht.

Auch Lady Sarah hatte dies bemerkt. »Sir Reginald«, sagte sie. »Bitte, haben Sie zu Oberinspektor Sinclair Vertrauen. Er ist wirklich eine Kapazität, glauben Sie mir.«

»Möglich, aber ich kann ihm da nichts sagen.«

»Sie hatten also Schwierigkeiten«, stellte ich fest.

Sir Reginald Earl of Rankin schnappte nach Luft. Seine Augen wurden rund. »Wie können Sie so etwas behaupten?«

»Menschenkenntnis, Sir.«

»Dann hat Ihre Menschenkenntnis Sie diesmal verlassen, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten.«

»Sicher gestatte ich sie Ihnen«, erwiderte ich und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. »Nur hat mich meine Menschenkenntnis bei Ihnen nicht im Stich gelassen, Sir. Sie haben Schwierigkeiten, und Sie sollten mit mir darüber reden.«

Sir Reginald schaute Lady Sarah an. »Muß ich mir dies bieten lassen? Ich werde mich bei Lord…«

Mrs. Goldwyn lächelte in ihrer sanften, aber sehr überzeugenden Art. »Sie sollten es sich gefallen lassen, Sir Reginald. Mr. Sinclair ist ein sehr guter Mann. Glauben Sie mir, ich verspreche Ihnen da wirklich nicht zuviel.«

»Er ist ein Polizist.«

»Na und? Was glauben Sie, wie viele Polizisten sich schon in den Dienst des Adels gestellt haben und auch dafür gestorben sind. Wenn es diese Männer nicht gäbe, dann sähe es auch um Ihren Stand sehr schlecht aus, Sir. Bedenken Sie das.«

Der Earl of Rankin wurde leicht verlegen und rot im Gesicht. So hatte wohl noch niemand mit ihm gesprochen, und er kaute auf seiner Unterlippe herum.

»Haben Sie sich entschlossen, Sir?« fragte Lady Sarah.

»Nun ja, ich, also ich meine, es muß allerdings unter uns bleiben, was ich jetzt sage.«

»Selbstverständlich, Sir«, versicherte ich.

»Es gibt da einen dunklen Fleck in unserer Familie«, begann Sir

Reginald. Er sprach leise, so daß niemand außer uns etwas hören konnte, und er beugte sich dabei noch vor. So erfuhren Lady Sarah und ich die Geschichte seiner russischen Ahnen und daß plötzlich einer dieser längst Verschollenen aufgetaucht war. Gesehen hatte Sir Reginald ihn noch nie, nur am Telefon mit ihm gesprochen. Das jedoch reichte ihm, deshalb hatte er sein Vermögen in Sicherheit gebracht.

»Sie glauben also, daß dieser Fjodor Rankin in London ist?« erkundigte ich mich.

»Davon bin ich überzeugt.«

Ich nickte.

»Sie auch?« fragte Lady Sarah.

»Ja, ich habe ihn sogar gesehen«, erwiderte ich und dachte an den Mann mit der Pelzmütze.

»Wieso?«

Ich berichtete haarklein von meinen Erlebnissen. Man kann zwar normalerweise einen Russen kaum von einem Engländer unterscheiden, doch bei dem Mann mit der Pelzmütze wiesen die Merkmale mehr auf einen Russen hin.

Sir Reginald lehnte sich zurück. Auf seiner Stirn hatten sich feine Schweißperlen gesammelt. »Dann ist er also in London«, murmelte er, »und hat mich sogar umbringen wollen.«

Da widersprach ich entschieden.

»Wieso? Welchen Grund sollte er denn gehabt haben, meinen Fahrer zu töten?«

»Das war eine Warnung.«

»Für mich?«

»Ja, Sir, für Sie. Bisher war es nur Ihr Fahrer, der nächste werden Sie sein.«

Er wurde noch blasser. Seine Drüsen produzierten mehr Schweiß. Mit einem Tuch tupfte er sich die Perlen von der Stirn.

»Das… das ist ja unglaublich«, flüsterte er. »Was kann man da nur machen? Ich komme gegen den Kretin nicht an. Nicht ich und nicht Sie. Sie haben ihn sogar angeschossen.«

»Werfen Sie mal das Gewehr nicht gleich ins Getreide«, sagte Sarah Goldwyn, und als der Earl sie etwas erstaunt anschaute, präzisierte sie. »Ich meine natürlich die Flinte ins Korn. Dem Oberinspektor und mir wird schon etwas einfallen.«

»Ihnen auch?« fragte ich.

Die Augen der Lady blitzten. »Natürlich, mein Junge. Oder glauben Sie, ich lasse Sie in der Stunde der Gefahr allein?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Beim letzten Fall hätten Sie fast das Zeitliche gesegnet, Lady Sarah. Bitte, übertreiben Sie es nicht.«

»Keine Sorge, das Ding schaukeln wir.«

Sir Reginald hüstelte verlegen. »Ich weiß nicht so recht, ob Ihr Optimismus begründet ist. Ich jedenfalls kann keinen empfinden.«
Lady Sarah klopfte dem Earl auf die Schultern. Sie war so richtig in Form. »Keine Bange, Reggie, das kommt noch.«
Ich lief rot an, denn ich konnte hier nicht laut loslachen. Reggie, hatte sie gesagt, das gab es doch nicht. Aber so ist sie nun mal. Unkompliziert und frei von der Leber weg. Das gestelzte Gerede vorhin hatte ich ihr sowieso nicht abgenommen. Warum sollte man nicht zwischendurch auch mal etwas zu lachen haben? Und ein Tag, an dem der Mensch nicht lacht, der ist irgendwie verloren.
»Da wäre noch etwas«, sagte der Earl of Rankin, als er sich wieder erholt hatte. »Mein Sohn Gaylord.«
»Und wo liegt das Problem?« wollte Lady Sarah wissen.
»Er hat sich für den heutigen Abend angemeldet und kommt zu Besuch.«
»Lassen Sie ihn kommen.«
»Jetzt, wo das geschehen ist? Gaylord ist erst 22, und er wird sicherlich geschockt sein…«
»Ach, die jungen Leute sind heute anders als wir früher«, erwiderte Lady Sarah. »Wenn Sie Ihrem Sohn die Sachlage erklären, wird er dafür Verständnis zeigen.«
So ganz überzeugt hatte Mrs. Goldwyn den Earl nicht. Das war an seinem Gesicht abzulesen. »Wie komme ich jetzt auf mein Gut?« murmelte er. »Der Wagen ist ja zerstört worden.«
»Wir nehmen ein Taxi«, schlug die Horror-Oma vor.
»Ja, wenn das geht.«
»Klar.« Lady Sarah lächelte. Ich wußte, aus welchem Grund. Der Earl gehörte wirklich in die Vergangenheit.
Ich verabschiedete mich zuerst. »Wir sehen uns dann auf Ihrem Gut. Ich werde so rasch wie möglich kommen, Sir«, versprach ich.
»Sie? Ja glauben Sie denn, daß Sie auf meinem Wohnsitz einen Erfolg erringen können?«
»Wenn, dann nur dort.« Ich nickte dem Earl zu und ging, denn ich hatte vor dem Café jemand entdeckt, der die Lederkleidung eines Motorradfahrers trug, manchmal wie ein Rocker wirkte und doch ein sehr fähiger Polizeibeamter war.
Mein Freund und Kollege Suko.
Auch er sah mich, als ich das Café verließ. »Ich wollte schon zu dir kommen«, begrüßte er mich, »Himmel, da hast du dich ja wieder voll hineingeritten.«
Ich grinste schief. »Das kann man wohl sagen.«
»Was ist denn nun genau passiert?«
Innerhalb von drei Minuten gab ich dem Chinesen einen genauen Bericht. Suko tippte sofort auf den Gedanken-Killer, ich jedoch

schüttelte den Kopf.
»Nein, das ist etwas anderes. Eine persönliche Rache. Um allerdings sicherzugehen, werde ich in der Klinik anrufen, in der sich die beiden Psycho-Menschen befinden.«
»Ja, das ist gut.«
»Was hat der Alte gesagt, als er hörte, daß ich trotz seines Befehls wieder aktiv bin?«
»Er schüttelte nur den Kopf.«
»Kann ich mir denken.«
»Bist du denn tatsächlich wieder fit?« erkundigte sich mein Freund besorgt.
Ich hob die Schultern. »So einigermaßen. Da gibt es zwar noch einige Stellen, die schmerzen, aber das läßt sich aushalten. Außerdem bin ich kein Baby mehr.«
»Wie du meinst.«
Ich weihte Suko in meine Pläne ein. Der Chinese hatte nichts dagegen. Dann zog ich los, um zu telefonieren.

***

»Sie wohnen in der Tat sehr schön und außergewöhnlich exclusiv«, sagte Lady Sarah Goldwyn zwei Stunden später, als sie das Taxi verlassen hatten und vor dem Haus des Earls standen.
Sir Reginald nickte. »Es ist zwar nicht sehr prunkvoll und hält keinen Vergleich mit einem der Windsor-Schlösser aus, aber für meine Belange reicht es.«
»Das sehe ich.« Lady Sarah ließ ihren Blick über das Bauwerk schweifen. Es lag eingebettet in einem großen Park, dessen Rasenflächen mit denen des Wembley Stadions konkurrieren konnten. In unregelmäßigen Abständen standen alte Bäume, deren Zweige und Äste erst vor kurzem beschnitten worden waren, denn es gab zahlreiche helle Stellen an den Schnittkanten.
Das Haus selbst war ein relativ schmuckloses Gebäude. Sehr breit angelegt mit einer Steintreppe, deren große Stufen nur rechts und links der großen Tür hochführten.
Zahlreiche Fenster wiesen darauf hin, daß dieses Haus eine Menge Zimmer besaß, an der hellgrauen Außenmauer rankte Efeu bis unter die Dachrinne, über der das Rot der Dachziegel glänzte. In der unmittelbaren Umgebung gab es keine Industrie, die Hausdächer verschmutzte.
An der linken Hausseite befand sich ein kleiner Anbau. Als Lady Sarahs Blick darauf fiel, hatte Sir Reginald sofort eine Antwort, ohne daß die Horror-Oma eine Frage stellen mußte.
»Dort befinden sich die Garagen.«
»Sehr schön, wirklich.« Lady Sarah schaute zu dem Lord hoch, der

seinen Mantel übergestreift hatte. »Sir, lassen Sie uns hineingehen.«
»Sehr gern, Mylady, wenn ich um Ihren Arm bitten dürfte.«
»Sicher.«
Sie gingen auf die rechte Seite der Treppe zu. Der Earl schnaufte ein wenig empört, was Lady Sarah sehr wohl registrierte und eine diesbezügliche Frage stellte.
»Ich wundere mich, daß mein Personal noch nicht geöffnet hat. Man muß unsere Ankunft bemerkt haben.«
»Wer befindet sich denn noch alles im Haus?«
»Die Köchin, zwei Gärtner, der Diener und zwei Kammermädchen, die allerdings auch in der Küche helfen. Zumindest Edgar hätte erscheinen müssen.«
»Edgar ist der Diener?«
»Sehr richtig, Lady Sarah.«
»Vielleicht sollten wir vorsichtiger sein«, schlug die Horror-Oma vor. »Die Sache in London ist nicht vergessen.«
»Glauben Sie denn, daß dieser Kretin es wagt, in mein Haus zu kommen?«
»Nach allem, was vorgefallen ist, sicherlich.«
»Das wäre eine Unverschämtheit. So etwas in meinem Haus. Nein, er muß doch wissen, wo er hingehört.«
»Eben, Sir Reginald, eben.«
»Wie meinen Sie das?« Er verstand den Doppelsinn der Worte nicht.
»Das erkläre ich Ihnen später, Sir. Wir sind ja schon an der Tür.«
»In der Tat, Mylady.« Der Earl gab sich wieder sehr würdevoll, wurde allerdings auch ärgerlich, weil die Tür noch verschlossen war. »Warum öffnet Edgar nicht?«
»Das hat er nicht nötig.«
»Immerhin ist er mein Diener.«
»Und die Tür ist offen.«
»Sorry, das bemerkte ich nicht.« Der Earl streckte seinen rechten Arm aus und drückte mit der Hand gegen die schwere Eichenholztür.
Lautlos schwang sie nach innen.
»Bitte, Mylady, nach Ihnen«, sagte Sir Reginald galant und ließ der Horror-Oma den Vortritt.
Sarah Goldwyn rechnete mit bösen Überraschungen, doch nicht mit so makabren. Als sie einen Fuß über die Schwelle setzte, blieb sie abrupt stehen.
Vor ihr auf dem Boden lag ein Mann. Und in seiner Brust steckte ein Messer!

***

Auch Chiefinspektor Tanner hatte nichts dagegen, daß wir uns verdünnisierten. Wie immer war er froh, wenn er einen Fall abgeben

konnte und wir uns darum kümmerten.

»Das ist noch nicht gesagt«, hatte ich ihm beim Abschied unter die Weste gejubelt. »Warten wir erst einmal ab und behandeln Sie die Mordsache völlig normal.«

Tanner hatte mit der flachen Hand auf seinen alten Filz gehauen.

»Das muß ich mir noch überlegen.«

»Ja, aber schnell.«

In unserem Büro schaute mich Glenda Perkins aus ihren großen, dunklen Augen an. »John, sieht so dein Bett aus?«

Ich wurde ein wenig verlegen, und Suko räusperte sich. Dann grinste er breit. »Ihr duzt euch?«

Jetzt stieg auch bei Glenda die Röte ins Gesicht.

Ich war eine Erklärung schuldig und gab sie auch. »Nach dem letzten Fall, als ich Glenda aus dem Labyrinth holte, da hat es sich einfach so ergeben.«

»Einfach so?«

»Ja, genau.«

»Sicher, warum auch nicht?«

Ich bohrte Suko meine Faust in die Hüfte. »Du hast wieder Nachtischgedanken. An was du denkst, das war es nicht – oder?«

Ich schaute Glenda an, die noch immer einen hochroten Kopf hatte.

»Habe ich da ein leider gehört?« murmelte Suko.

Jetzt drehte sich Glenda um und verschwand. Suko und ich lachten. Der Chinese meinte. »Irgendwann muß es ja einmal kommen.«

»Was?«

»Na das.«

»Ach, hör auf.« Ich setzte mich, verzog das Gesicht, weil ich Stiche bekam.

Dann griff ich zum Telefonhörer. An der Zentrale sollte man mir die Nummer der Klinik raussuchen, in der die beiden Gedanken-Killer untergebracht waren.

Um es vorweg zu nehmen. Alles klar. Den beiden ging es gut, es gab keinerlei Probleme.

»Wir haben es demnach mit einem anderen Phänomen zu tun«, stellte ich fest.

»Ist er ein Zombie?« fragte Suko.

»Nicht im eigentlichen Sinne. Dann hätte ihn meine Silberkugel erledigt.«

»Was ist er dann?«

»Einer, der nicht sterben kann«, erwiderte ich leichthin und ahnte nicht, wie nahe ich der Wahrheit kam.

Glenda schaute wieder herein. Die Röte auf ihrer Gesichtshaut war verschwunden. »Soll ich dir einen Kaffee bringen, John, und Ihnen einen Tee, Suko?«

»Wäre nicht schlecht«, erwiderte ich, wobei Suko nickte.
»Allerdings haben wir nicht viel Zeit.«
»Beides ist fertig.«
»Du bist ein Prachtmädchen«, lobte ich Glenda.
Sie verschwand lachend. Dann hörte ich die Tür von ihrem Büro.
Sir James kam.
Seine Gewittermiene hatte er nicht aufgesetzt. Er sagte nur:
»Beim nächstenmal lasse ich Sie in eine Gummizelle sperren, John. Da bin ich sicher, daß sie nicht verschwinden.«
»Geht in Ordnung, Sir. Allerdings sollten Sie froh sein, daß ich nicht zu Hause geblieben bin, so gerieten wir an einen Fall, dessen Ausmaße noch nicht zu übersehen sind.«
»Ich hörte, daß der Earl of Rankin davon betroffen ist«, sagte der Superintendent.
»Das ist in der Tat richtig, Sir.«
»Was genau hat er damit zu tun?«
»Ich kann es Ihnen nicht sagen, Sir. Allerdings deutet einiges darauf hin, daß es gegen ihn und seine Familie geht.«
»Bitte, erklären Sie das genauer.«
Ich ließ meinen Chef nicht im unklaren. Glenda brachte Tee und Kaffee. Sie lächelte dabei und zwinkerte mir zu.
Als ich meinen Bericht beendet hatte, war Sir James dafür, dem Adelssitz des Earls einen Besuch abzustatten.
»Wenn etwas geschieht, dann nur dort«, sagte ich.
»Warum fahren Sie nicht?«
»Wir waren schon unterwegs, Sir, aber dann kamen Sie.«
Eine Antwort bekam ich nicht. Der Superintendent holte nur sehr tief Luft. Die Zeit, Glendas Kaffee zu trinken, die nahm ich mir allerdings.

***

Lady Sarah schwieg und schaute nur auf die Leiche, die in der großen halbdunklen Halle einen makabren Eindruck bot, wie sie auf dem Rücken lag und das Messer aus der Brust ragte.
»Großer Lord«, flüsterte Sir Reginald hinter der Horror-Oma.
»Das muß der Kretin Fjodor Rankin sein. Wie soll ich das verstehen?« Er kam einen Schritt vor und stellte sich neben die Frau.
Sarah Goldwyn war der gleichen Meinung. Dieser Typ hatte vor dem Fenster des Cafés gestanden.
Und jetzt lag er hier.
Tot…
Oder nicht? Hatte nicht John Sinclair auf ihn geschossen. Sogar mit einer Silberkugel? Und war der Mann nicht mit der Kugel im Bein weitergelaufen, als wäre nichts geschehen?
Das Geräusch hörte sich an, als hätte der Earl einen Schluckauf

bekommen. Es war nur die Folge einer makabren Reaktion, denn die »Leiche« auf dem Boden bewegte sich.

Zuerst hob sie den Kopf an. Es sah gespenstisch aus, wie der angeblich Tote sich hinsetzte, seinen Kopf drehte und die beiden Ankömmlinge teuflisch grinsend anschaute.

Lady Sarah, nie ohne ihren berühmten Stockschirm unterwegs, umfaßte den bleigefütterten Griff stärker.

Neben ihr wurde Sir Reginald blaß. Was er da sah, überstieg auch sein Fassungsvermögen.

Ein Toter stand auf.

Mit einem Ruck befand sich Rankin auf den Beinen und deutete eine spöttische Verbeugung an, wobei das Messer weiterhin in seiner linken Brustseite steckte.

Und dort sitzt das Herz, dachte die Horror-Oma.

»Willkommen zu Hause, mein lieber Vetter Reginald«, grüßte Fjodor freundlich.

»Ich bin nicht Ihr lieber Vetter.«

Fjodor grinste. »Ja, ich vergaß. Du bist ja etwas Besseres. Aber nicht für mich. Wir sind nun einmal verwandt, mein Lieber. Und damit mußt du dich abfinden. Außerdem – wie hast du mich vorhin genannt? Einen Kretin?«

»Ja, mehr bist du in meinen Augen nicht.«

Da lachte Fjodor. »Ich bin gespannt, ob du gleich auch noch so reden wirst, Vetter!« Er hob den rechten Arm und deutete auf das Messer. »Siehst du die Waffe, Vetter. Sie steckt in meiner Brust. Und ich bin nicht tot!« zischte er. »Ich bin nämlich der Mann, der nicht sterben kann. Hörst du? Man kann mich nicht töten.« Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er schon zugriff. Seine Finger umklammerten den Messergriff, und ruckartig zog er die Waffe aus seiner Brust.

Mit dieser Reaktion hatten weder Lady Sarah noch ihr Begleiter gerechnet. Fjodor blieb vor ihnen stehen, schaute sie an und forderte sie auf, sich die Wunde anzusehen.

»Da«, sagte er. »Kein Blut, und seht, wie sie sich schließt. Das ist doch phänomenal – oder?«

Niemand gab Antwort. Auch Sarah Goldwyn nicht, die wirklich nicht auf den Mund gefallen war. Magisch wurde ihr Blick von der sich schließenden Wunde angezogen. Nur das Hemd zeigte dort einen Schnitt, wo das Messer hindurchgedrungen war.

»Glaubt ihr mir nicht?« flüsterte der Russe. »Seid ihr immer noch ungläubig?« Er schaute von einem zum anderen. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, die Augen glänzten seltsam, wobei die Pupillen einen leicht silberfarbenen Schein angenommen hatten.

»Warum glaubt ihr mir nicht? Es geht nicht in eure verdammten Schädel rein, aber ich werde es euch beweisen, ihr verfluchten

Ignoranten. Ich werde euch meine Macht und meine Magie demonstrieren. Wartet nur ab. Ihr erlebt das Grauen, den nackten, kalten Horror!« Er sprang vor. So heftig und schnell, daß Sir Reginald zurückzuckte und mit dem Rücken gegen die Tür stieß. »Du, mein Vetter, sollst es als erster spüren. Ich werde dir meine Macht beweisen.« Er hielt ihm die Klinge hin. »Da, nimm das Messer und stoße es mir in die Brust.«

»Nein, nein!« flüsterte der Earl und schüttelte heftig den Kopf.

»Das werde ich nicht.«

»Du willst dich nicht überzeugen?«

»Das brauche ich nicht.«

Fjodor lachte. »Was bist du nur für ein widerlicher Ignorant, mein kleiner Vetter.« Dann schnappten seine Finger zu und umfaßten den Griff. Sofort drehte er die Hand, damit die Klingenspitze auf Sir Reginald zeigte.

»Na?« hauchte Fjodor.

Der Earl preßte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Seine Gesichtszüge hatten sich verschoben, deshalb wirkte der Ausdruck wie eine Maske. Der Hut war etwas in die Stirn gerutscht. Mit der linken Hand faßte Fjodor den Melonenrand und kickte den Hut vom Kopf des Earls.

»Prächtig siehst du aus, prächtig…«

»Was erlauben Sie sich…?«

»Lassen Sie ihn!« peitschte Lady Sarahs Stimme.

»Halt die Schnauze, Oma!«

Sarah Goldwyn konnte manchen Spaß vertragen, das hier ging allerdings zu weit. Bevor der Russe reagieren konnte, hatte sie mit dem Stock zugeschlagen.

Es war ein gezielter, wuchtiger Stoß, und er traf dort, wo es einem Mann wehtat.

Fjodor ging auch zurück. Allerdings nicht vor Schmerz, er wollte nur Platz für eine Gegenreaktion finden, und die kam.

Lady Sarah wußte nicht, wie ihr geschah. Plötzlich wurde sie von einem rasenden Wirbel erfaßt, ein paarmal um die eigene Achse gedreht und fortgeschleudert.

Daß sich die Augen des Russen dabei silbrig verfärbt hatten, bekam sie nicht mit. Sie krachte zu Boden und riß dabei einen kleinen Tisch um, von dessen Platte Zinngeschirr fiel, was zum Glück nicht ihren Kopf, sondern nur den Körper traf:

»Reicht das als Demonstration?« zischte Fjodor.

Lady Sarah sagte nichts. Ihre Knochen waren nicht mehr die besten, der Aufprall hatte geschmerzt, und ihr wurde bewußt, daß sie sich völlig in den Händen dieses unheimlichen Menschen befanden, der nicht sterben konnte.

»Jetzt zu dir, Vetter. Ich hatte dir ein Angebot gemacht. Du solltest mir das Messer noch einmal in die Brust stoßen. Warum tust du es nicht? Hier ist die Waffe. Nimm sie. Nimm sie endlich und stoß sie mir in die Brust.«

»Nein!« keuchte der Earl und verdrehte die Augen, wobei er auf die Klinge schielte. »Ich kann es nicht. Ich kann es wirklich nicht. Gehen Sie, lassen Sie mich!«

»Dann werde ich ein Zeichen setzen!« zischte der Russe. »Gib genau acht, Vetter!«

Es war eine blitzschnelle Bewegung die Fjodor ausführte. Die Klinge drehte sich zweimal in der Luft, dann zielte die Spitze auf das Gesicht des Earls.

Der glaubte zuerst, Rankin würde ihm die Augen ausstechen.

Das geschah nicht. Er hatte etwas anderes vor und setzte sein Zeichen, wie er es versprochen hatte.

An der Stirn berührte die Messerspitze die Haut zuerst. Sir Reginald spürte den scharfen Schmerz, und winzige Blutperlen quollen aus der kleinen Wunde.

Teuflisch grinste der andere. Er genoß das Gefühl einer Überlegenheit, die anderen würden es nicht wagen, ihn anzugreifen. Er war der Mann, der nicht sterben konnte.

Keiner würde ihn töten – keiner.

Fjodor schaute wieder auf das Gesicht seines entfernten Verwandten. Er sah die Spannung darin, gepaart mit dem Schrecken und der Angst. Er würde Angst haben, und zwar vor dem, was auf ihn zukam.

Ein Schnitt!

Ohne ihn zuvor anzukündigen, zog ihn Fjodor weiter. Über den Nasenrücken seines Verwandten, die Messerspitze berührte die Lippe und auch das Kinn. Sie hinterließ einen dünnen roten Streifen, nur die Lippe begann stärker zu bluten.

»Ja, mein Vetter«, keuchte Fjodor. »So siehst du schon besser aus!« Er nickte und schaute zu, wie der Earl in die Knie brach.

Er stützte sich mit den Händen ab, noch hockte er, und Sir Reginald wollte nicht vor die Füße des anderen kriechen. Nein, den Triumph gönnte er dem anderen nicht.

Mühsam hielt er sich in seiner Stellung und schaute auf die Beine des anderen.

Auch Lady Sarah hatte die Szene mitbekommen. Sie hockte ebenfalls am Boden und wunderte sich, woher der Earl die Energien nahm. Sie hatte ihn für einen blasierten Schwächling gehalten. Jetzt machte er auf sie den Eindruck wie jemand, der für seine konservativen Werte sterben würde. Auch das mußte man akzeptieren.

»Komm hoch!« befahl Fjodor. »Das war erst der Anfang, mein kleiner Vetter.«

Sir Reginald hob den Kopf. Sein Gesicht verzerrte sich. Schweiß und Blut lagen auf seiner Haut und hatten eine feuchte Mischung gebildet. Seine Mundwinkel zuckten, die Arme zitterten, aber er stemmte sich in die Höhe und schaute auf seinen Vetter herab, der ein wenig kleiner war als der Earl.

»Willkommen zu Hause!« flüsterte der Russe.

Der Earl holte tief Luft. »Ich fordere Sie noch einmal auf, von hier zu verschwinden«, sagte er. »Verlassen Sie mein Haus!«

Der andere schaute ihn an. »Was bist du für ein arrogantes Schwein!« zischte er, und seine Augen veränderten sich wieder. Sie nahmen den starken Silberglanz an. Fjodor mobilisierte die Kräfte in seinem Innern und konzentrierte sie auf eine prächtige Kristallvase, die auf dem Tisch stand.

Das Klirren durchdrang überlaut die Stille. Der Earl zuckte zusammen und drehte sich langsam um.

Er sah die Scherben. In seinem Gesicht zuckte es.

Die wertvolle Vase lag zerschellt am Boden. Grauenhaft. Ein altes Stück, ein Erbe und jetzt…

Er holte tief Luft.

»Ist was?« fragte Fjodor.

»Nein.«

»Dann können wir ja zum allgemeinen Teil übergehen. Ich möchte nämlich einige Erklärungen abgeben.« Der Russe ließ seinen Verwandten kurzerhand stehen und schaute Lady Sarah an, die sich mittlerweile erhoben hatte und den Eindringling mit verächtlichen Blicken bedachte.

»Sie habe ich auch schon gesehen«, stellte der Russe fest.

»Ich kann mich an Sie nicht erinnern.«

»Tun Sie nicht so scheinheilig. Ich glaube sogar, Sie haben in dem Café gesessen, aber nicht allein, da war noch ein anderer bei Ihnen. Ein blondhaariger, jüngerer Mann. Stimmt's?«

»Möglich.«

»Und warum sind Sie mit meinem Vetter gekommen?«

»Ich hatte auf ihn gewartet. Wir wollten uns in dem Café treffen. Das war alles.« Geschickt hatte sich die Horror-Oma eine Ausrede zurechtgelegt.

Der Russe nickte, gab ansonsten keinen Kommentar. Er hatte die Lüge geschluckt.

Fjodor schritt ein paar Yards zur Seite und blieb auf einem Teppich stehen. Es war eine alte Brücke aus dem Orient und zeigte märchenhafte Motive. »So«, sagte der Russe. »Kommen wir mal zum Klartext. Ich habe beschlossen, dieses Haus zu übernehmen. Es gehört nicht dir allein, Vetter. Du mußt mich an unserem Familienvermögen beteiligen, und du wirst mich auch, ohne Schwierigkeiten zu machen,

aufnehmen. Daß ich nicht spaße, hast du erlebt. Der Tod deines Fahrers sollte dir Warnung genug sein, und was ich vorhin mit dir gemacht habe, war ein letzter Test. Noch bist du mit dem Leben davongekommen. Wenn du dich gegen mich stellst, bringe ich dich um, und zwar auf eine Art und Weise, wie du es noch nie gesehen hast. Alles klar?«

Der Earl nickte.

»Gut, dann weiter. Falls die Polizei Fragen stellt, und das wird sie bestimmt, sagst du kein Wort darüber, daß du einen Gast bei dir beherbergst. Auch über die beiden anderen Gäste sprichst du nicht.«

Der Earl fand es unter seiner Würde, nachzufragen. Er zog nur ein erstauntes Gesicht, was der Russe wohl bemerkte.

»Du wunderst dich? Dann will ich dich nicht länger im unklaren lassen. Kommt herunter!«

Im Hintergrund der Halle führte eine breite, freischwebende Treppe in die oberen Etagen.

Von dort erklangen Schritte.

Es waren mehrere Personen, die die Stufen hinabgingen. Erst auf der Treppenhälfte waren sie deutlicher zu erkennen.

Zwei Männer näherten sich der Halle. Sie trugen dunkle Anzüge und ebenfalls dunkle Rollkragenpullover. In ihren Händen hielten sie schwere Waffen, ein Zeichen, daß sie zu den Menschen gehörten, die auf Gewalt setzten.

»Es sind Freunde von mir«, erklärte Fjodor Rankin. »Sogar gute Freunde, die mich nach England gebracht haben. Sie stammen aus dem gleichen Land wie ich und werden sich hier ebenfalls häuslich niederlassen, denn der KGB braucht immer Unterstützung.«

Die Horror-Oma und auch der Earl hatten genau verstanden, was damit gemeint worden war.

KGB! Der russische Geheimdienst! Er mischte also auch mit. Und wahrscheinlich war er die treibende Kraft im Hintergrund, dachte Lady Sarah. Die Russen hatten davon erfahren, welches Goldstück sich in ihrem Land befand und setzten nun darauf, daß Rankin in der Fremde für sie spionierte.

Ein teuflisches Spiel…

Der Earl holte ein Taschentuch hervor und tupfte das Blut aus seinem Gesicht. Er schaffte es nicht völlig und verschmierte die rote Flüssigkeit, so daß er ein makabres Aussehen bekam.

»Wie gesagt, das sind meine Freunde«, erklärte der Mann aus Rußland. »Und sie werden genau achtgeben, daß alles so läuft, wie wir es uns vorgestellt haben. Wir sind schon einige Zeit hier und haben uns das Haus angesehen. Ich finde es gut. Es gibt genügend Räume, wo wir uns niederlassen können.«

»Was ist mit dem Personal?« fragte Lady Sarah dazwischen.

»Ach ja, das existiert ja auch noch. Im Moment geht es den Leuten nicht gut«, erwiderte Fjodor. »Wir mußten sie leider ein wenig außer Gefecht setzen. Einer wollte es besonders wissen. Er wehrte sich, und tat sich damit keinen Gefallen. Boris und Nicolai, zeigt ihnen, was mit denen geschieht, die mir nicht gehorchen.«

Die beiden Russen nickten, stiegen auch den Rest der Treppe hinunter und steuerten einen großen Schrank an, der den Platz zwischen zwei Fenstern füllte.

Einer der Russen öffnete die Tür.

Gleichzeitig trat Fjodor Rankin an den Lichtschalter und kippte ihn.

Unter der Decke strahlte der Lüster auf.

In der Halle wurde es hell. So hell, daß die Anwesenden sogar einen Blick in den Schrank werfen konnten.

Dort stand jemand.

Ein Mensch!

Einer der Russen streckte seinen Arm aus. Er faßte den Mann an der Schulter, so daß dieser das Übergewicht bekam und nach vorn kippte. Steif und leblos.

Hart schlug er zu Boden.

»Meine Güte, das ist Edgar!« flüsterte der Earl.

»Ja, es ist Edgar«, wiederholte Fjodor. »Er war ein sehr treuer Diener, wollte für seinen Herrn durchs Feuer gehen. Leider mußte ich ihn töten.«

***

Wir hatten uns erst einmal angeschaut, wo sich der Sitz des Earls überhaupt befand.

Mit diesen Informationen versorgt, fuhren wir in Richtung Westen und verließen London.

Auf der Fahrt waren wir sehr schweigsam. Suko und ich wußten, daß wir es mit einem schrecklichen Phänomen zu tun hatten. Es war ein wahrer Teufelskreis, der von unserem Gegner in Bewegung gehalten wurde. Dessen Augen glänzten in einem mattsilbrigen Ton, wie ich ihn noch nie erlebt hatte.

Und dieser Mann konnte nicht sterben. Wieso nicht, warum nicht? Er war kein Zombie, denn meine Silberkugel hatte ihm nichts getan. Und die Wunden schlossen sich. Aber er beherrschte die Materie. Er konnte mit ihr spielen, so daß sich in seiner Person der Alptraum vieler Zukunftsroman-Autoren bewahrheitet hatte.

Ein Mann, der die Materie zu seinen Gunsten manipulierte! Wie sollten wir gegen ihn ankommen?

»Denkst du das gleiche wie ich?« fragte Suko, als wir durch die grüne Landschaft rollten.

»Wahrscheinlich.«

»Die Dämonenpeitsche wird wohl nicht viel nutzen«, sagte mein chinesischer Freund und Kollege.
»Glaube ich auch nicht.«
»Wie machen wir es dann?«
»Erst müssen wir ihn haben.«
Suko nickte und meinte: »Weißt du eigentlich, daß du unwahrscheinliches Glück gehabt hast, mein lieber John. Der Kerl hätte nicht nur Gläser zerspringen lassen können, sondern auch etwas anderes.«
»Denkst du an mich?«
»Ja.«
»Ich weiß nicht, ob das so stimmt. Vielleicht beherrscht er nur die Telekinese und Teleportation…«
»Das schon. Aber es wäre doch möglich, daß seine Kraft ausreicht, um einen Menschen zu zerreißen.«
Ich biß mir auf die Lippen. Suko malte da wirklich ein Schreckgespenst an die Wand. Es war wohl besser, darüber nicht weiter nachzudenken, sonst kam ich mir unheimlich unterlegen vor. Dieser Mann bedeutete eine kaum faßbare Gefahr. Wenn ich mir vorstellte, daß er seine Kräfte frei entfalten konnte, dazu noch in einer Großstadt wie London, war das ein wirklicher Alptraum.
»Warum sagst du nichts?« fragte Suko.
»Es ist besser so.«
»Das stimmt.«
Zwischen London und Rochester gibt es leider keinen Motorway, so daß wir uns auf der normalen Straße bewegten. Erst nach Rochester begann der Motorway in Richtung Canterbury. Viel Verkehr herrschte nicht, so daß wir zügig vorankamen. Ich überholte ein paarmal, und hinter Dartfort wurde der Verkehr noch spärlicher, so daß ich das Tempo steigern konnte.
Wir hofften beide, unser Ziel zu erreichen, solange es noch hell war. Wie es dann weiterging, das mußte die Situation ergeben.
Der Himmel über uns wirkte wie blankgefegt. Es war wirklich ein kalter, klarer Tag, und auf manchen Weiden lagen noch Schneefelder.
In den Ort brauchten wir nicht. Dafür sahen wir den kleinen Fluß, den Medway River, der uns hin und wieder begleitete und dann verschwand.
Die Sonne stand schon sehr tief. Sie überdeckte das Land mit einem goldenen Schleier.
Hinweisschilder erschienen. Wir fuhren über eine Kreuzung und stellten anhand der Schilder fest, daß uns nur noch fünf Meilen von dem Ziel trennten.
»Man könnte vielleicht vorher anrufen«, schlug der Chinese vor und hatte damit eine sehr gute Idee gehabt, auf die ich sofort ansprang.

»Okay, wir halten am nächsten Gasthaus.«

Die Gegend wurde etwas belebter. Wir sahen Bauernhöfe, hier und da stand eine Scheune auf dem weiten Feld, und ein Schild, auf dem ein Koch abgebildet war. Das deutete auf die Nähe eines Gasthauses hin. Wir hatten es schnell gefunden. Es sah aus wie ein Bauernhaus. Die roten Ziegel leuchteten in den Strahlen der tiefstehenden Sonne. Zwei Fahrzeuge standen vor dem Gasthaus. Ein roter Jaguar fiel uns besonders auf. Daneben parkte ein Lieferwagen.

Ich stellte den Bentley neben den Jaguar. Die Eingangstür war dunkelbraun gestrichen und auch lackiert worden. Sie glänzte.

Suko betrat das Lokal als erster. Gleich hinter der Tür begann der Schankraum mit der niedrigen Decke, wo dicke Balken ein geometrisches Muster bildeten.

Es roch nach Pfeifentabak und nach kühlem Bier. Gäste waren kaum da.

An einem Tisch saßen zwei Männer und würfelten. Dann sahen wir noch einen jungen Mann, der es sich bequem gemacht und die Beine ausgestreckt hatte.

Wir gingen zur Theke, wo der Wirt ein freundliches Grinsen aufgesetzt hatte.

»Was darf's denn sein?« fragte er.

»Nichts Alkoholisches«, sagte Suko.

»Schade. Ich habe soeben frisch angezapft. Das Bier ist wirklich ausgezeichnet.«

»Das glaube ich Ihnen gern«, sagte ich. »Nur müssen wir noch fahren.«

»Weit?«

»Nein. Nur zum Haus des Earls.«

Hätten wir im Rücken Augen gehabt, so hätten wir festgestellt, daß der junge Mann sich aufgesetzt hatte und nicht mehr entspannt dalag. Ihn hatte unsere Antwort aus seiner Ruhe gerissen.

Der Wirt verzog seine dicken Lippen. »Sie kennen den Earl?«

»Ja.«

»Dann bestellen Sie ihm einen schönen Gruß vom alten Ike. Ich liefere hin und wieder an ihn.«

»Das werden wir machen«, versprach ich und wechselte das Thema. »Bevor wir zu ihm fahren, möchte ich gern mit ihm telefonieren. Geht das von hier?«

»Klar.« Der Wirt drehte sich um, nahm den schwarzen Telefonapparat und stellte ihn auf den Tresen. »Bitte sehr.«

»Danke.« Ich wollte die Zeigefingerspitze soeben in das Loch der Wählscheibe stecken, um die Nummer hatten wir uns in London gekümmert, als hinter mir eine Stimme aufklang.

»Was wollen Sie denn von meinem Vater?«

Ich ließ den Hörer auf die Gabel sinken und wandte mich um.

Zwischen mir und Suko stand der junge Mann, der bei unserem Eintritt noch am Tisch gesessen hatte.

»Sie sind Gaylord Rankin?«

»Ja, das bin ich.«

»Mein Name ist John Sinclair«, sagte ich und stellte auch Suko vor. »Ich bin froh, Sie getroffen zu haben. Wollen wir uns nicht setzen?«

Er hatte die gleiche hohe Stirn wie sein Vater. Das Haar war flachsblond, die Nase schmal und der Mund ein wenig in die Breite gezogen. »Wenn Sie meinen.«

Wir nahmen dort Platz, wo er gesessen hatte. Hier klärte ich ihn über unsere Berufe auf.

»Scotland Yard? Was ist denn geschehen?«

Es war besser, wenn wir den jungen Mann einweihten. Er wäre sonst vielleicht in die Falle gelaufen, denn daß Rankin nicht spaßte, hatten wir erlebt.

Sein Gesicht wurde immer blasser, je länger Suko und ich sprachen. »Das ist doch unmöglich«, flüsterte er ein paarmal. »Unser Geschlecht in Rußland ist ausgestorben.«

»Anscheinend nicht«, erwiderte ich.

»Und dieser Fjodor Rankin ist wirklich gekommen?« fragte er.

»Ja, wir haben ihn selbst in Aktion erlebt. Er besitzt Para-Fähigkeiten, die wir auf keinen Fall unterschätzen dürfen. Deshalb ist uns daran gelegen, heimlich in Ihr elterliches Haus einzudringen, um Menschen zu befreien.«

»Ja, das verstehe ich.« Gaylord lehnte sich zurück. Er trug einen hellbeigen, zweireihigen Blazer und eine schwarze Hose. Als er sich eine Zigarette anzündete, zitterten seine Hände.

»Können Sie uns helfen?« fragte Suko.

»Ich glaube schon.« Er atmete tief ein. »Sie wollten vorhin anrufen. Hat sich das jetzt erledigt?«

»Ja und nein. Vielleicht sollten Sie anklingeln und sich bei Ihrem Vater erkundigen, wie die Sache läuft und in welch einer Verfassung er sich befindet.«

»Ja, das wäre nicht schlecht.« Gaylord erhob sich. Beim Wirt bestellte ich Mineralwasser.

Der junge Rankin blieb an der Theke stehen, als er telefonierte.

Ich beobachtete ihn. Er sprach in den Hörer, demnach hatte er Verbindung bekommen. Nervös zerdrückte er die Zigarette im Ascher.

Auch uns war nicht wohl zumute, denn dieser Fjodor Rankin war ein Gegner, mit dem man nicht spaßen durfte. Der schlug eiskalt und rücksichtslos zu.

Schließlich legte Gaylord auf und kam an unseren Tisch zurück.

Er nickte.

»Haben Sie mit ihrem Vater gesprochen?« wollte ich wissen.
»Ja.«
»Und? War er anders? Hat er seltsam reagiert?«
»Er schien mir erleichtert zu sein.«
Suko und ich schauten uns an. »Erleichtert? Worüber?«
»Ich habe ihm nämlich gesagt, daß ich nicht kommen werde. Wenigstens heute nicht. Da hat er regelrecht aufgeatmet.«
»Das war gut, Gaylord. Sie haben sich prächtig verhalten. Kompliment.«
Er schaute mich an. Seine Mundwinkel zuckten. »Vaters Stimme klang auch so spröde, als stünde er unter Druck, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Sicher«, sagte Suko. »Der andere ist da.«
Gaylord hob die Schultern. »Ich begreife das nicht. Unser Haus ist nicht leer. Wir beschäftigen Personal. Er hat es nicht mit einem Gegner zu tun, sondern mit mehreren. Da ist Edgar, der Diener, die Köchin, die Gärtner, die Hausgehilfinnen. Er kann sie doch nicht so ohne weiteres ausschalten.«
»Dieser Mann schon«, erwiderte ich ernst.
»Und was sollen wir jetzt machen?«
»Erst einmal nichts. Es bleibt alles beim alten. Wir gehen so vor, wie wir es abgesprochen haben.«
Gaylord Rankin nickte. »Natürlich. Ich verstehe nur nicht, was dieser Mensch bei uns will. Wir haben nie Kontakt mit ihm gehabt. Ausgerechnet jetzt taucht er auf, das kann ich nicht begreifen. Wirklich nicht. Tut mir leid.«
»Ihr Vater ist vermögend«, gab ich zurück.
»Sie meinen, er will Geld?«
»Unter anderem. Und dann die Macht. Er braucht einen Stützpunkt, wo er sich zurückziehen kann.«
»Ja, das ist möglich.«
Suko blickte erst auf seine Uhr, dann sah er mich an. Ich verstand. Wir zahlten und verließen das Gasthaus.
Draußen blieben wir stehen.
»Und wie gehen wir vor?« fragte Gaylord.
»Das erkläre ich Ihnen jetzt«, erwiderte ich und zog ihn ein paar Schritte zur Seite.
Es dauerte fünf Minuten, dann stand unser Plan. Er barg zwar zahlreiche Risiken, aber wir mußten etwas tun, denn zur Entfaltung kommen durfte der andere nicht…

***

Nur allmählich erholten sich Lady Sarah und der Earl von dem Schock, der sie beim Anblick des toten Dieners getroffen hatte. Der

Mann lag auf dem Bauch. Unter seinem Hals rann eine Blutlache hervor und versickerte im Teppich.

»Nun?« fragte Fjodor Rankin. »Was sagt ihr dazu?«

»Sie… Sie sind ein Teufel!« erwiderte Sir Reginald keuchend. »Ein wahrer Teufel!«

Der Russe lachte. »Das hat auch niemand bestritten. Ich danke dir für dieses Kompliment, Vetter.«

In diesem Augenblick schlug das Telefon an. Selbst Rankin zuckte zusammen, so überrascht war er. Die beiden KGB-Männer drehten sich und richteten die Mündungen ihrer Waffen auf den Earl und die Horror-Oma.

Sir Reginald straffte sich. »Soll ich abnehmen?«

Rankin überlegte einen Moment. »Ja«, sagte er dann. »Nimm den Hörer auf. Aber kein falsches Wort.«

»Nein.« Hochaufgerichtet schritt der Earl auf den Apparat zu. Er hielt sich wirklich tapfer und bewahrte auch in diesen schlimmen Situationen seine Würde.

»Ja«, meldete er sich. Zum Glück hatte er den anderen seinen Rücken zugewandt, so daß diese nicht bemerkten, wie es in seinem Gesicht zuckte, als er durch den Hörer eine ihm wohlvertraute Stimme vernahm. Die seines Sohnes.

Gespannt lauschten Rankin, die beiden Russen und auch Lady Sarah auf die Antworten. Besonders Mrs. Goldwyn zitterte. Sie war aufgeregt, ihre Zunge huschte über die Lippen, und sie betete, daß der Earl keinen Fehler machte.

»Ja, das ist gut«, sagte er. »Nein, es geht nicht. Du mußt später kommen, nicht heute, ich bin beschäftigt.« Er lauschte und sagte dann: »Tut mir leid, auch in den nächsten Tagen nicht. Ich kann gesundheitlich nicht.« Wieder eine Pause, dann: »Ja, das werde ich veranlassen. Ich melde mich dann bei dir.« Er legte auf und wandte sich um.

»Wer war das?« zischte Fjodor Rankin.

»Ein Freund von mir. Wir spielen zusammen Bridge. Er wollte noch zwei Leute mitbringen, damit wir am heutigen Abend spielen können. Ich habe allerdings abgelehnt.«

Rankin grinste. »Dein Glück, Vetter, dein Glück.«

»Ja, bestimmt.« Der Earl schaute Lady Sarah an. Die Horror-Oma sah dessen verunstaltetes Gesicht, in dem das Blut inzwischen getrocknet war und einen langen Streifen hinterlassen hatte. Nur noch an der Lippe hingen ein paar Tropfen. Sarah Goldwyn glaubte, in den Augen des anderen so etwas wie Widerstand zu lesen, und sie nahm an, daß Sir Reginald gar nicht mit dem Bridge-Freund gesprochen hatte, sondern mit einem anderen Partner.

Vielleicht war es sogar sein Sohn gewesen, denn er wollte an diesem

Abend kommen.

»So, das wäre erledigt«, sagte Fjodor Rankin und blickte auf die Leiche des Dieners. »Wir müssen sie wegschaffen. Wo gibt es hier einen Platz?« Auffordernd schaute er den Earl an.

»Im Keller.«

»Gut, dann dort hinein.« Der Befehl galt den beiden KGB-Agenten. »Aber schafft ihn von der Funkanlage weg. Irgendeinen Winkel werdet ihr wohl noch finden.«

Die Männer nickten. »Sollen wir unten bleiben. Wir müßten Meldungen durchgeben.«

»Meinetwegen.«

Die Kerle bückten sich und hievten den Toten in die Höhe. Sie schleppten ihn quer durch die Halle, verschwanden hinter einer Tür und fanden dort den Gang, der zum Keller führte.

Zurück blieben Sarah Goldwyn, Sir Reginald und natürlich Fjodor Rankin. Er fühlte sich als Herr der Situation, und das bewies auch sein Gesichtsausdruck.

»Wollen Sie hier eine Spionage-Filiale errichten?« fragte der Earl.

»Du hast es erfaßt, mein lieber Vetter.« Unter dem Kronleuchter blieb der andere stehen.

»Sie werden irgendwann auffliegen«, sagte Sir Reginald.

»Möglich, aber wer will mir etwas? Gegen mich, gegen den Mann, der nicht sterben kann, kommt niemand an.«

»Und wieso können Sie nicht sterben?« wollte Lady Sarah wissen. »Jeder Mensch stirbt.«

»Ich bin nicht jeder!«

»Dann wollen Sie uns Ihr Geheimnis nicht verraten?« forschte die Lady weiter.

Fjodor Rankin dachte nach. »Warum eigentlich nicht? Schaden kann es nicht. Und gefährlich könnt ihr mir nicht werden. Wenn man mich entdeckt, ist das gleichzeitig euer Tod, denn ihr seid nicht unsterblich wie ich.«

Da hatte er recht.

Er begann, auf und ab zu wandern. »Ich bin in Rußland geboren und habe dort auch gelebt. Allerdings nicht in dem Rußland, das ihr vielleicht kennt, sondern in Sibirien. Eines Tages passierte es. Ich war allein im Wald und fällte Holz, es war schon dämmrig, und plötzlich stand der Himmel in Flammen. Grelle Blitze rasten über ihn hinweg, der Erde entgegen. Ich wurde eingehüllt in einen silbernen Mantel, Kräfte zerrten an meinem Körper, ich schrie verzweifelt, doch es half alles nichts. Das andere war stärker. Es riß mich mit. Hinein in einen gräßlichen Strudel. Als ich wieder erwachte, lag ich noch an dem gleichen Fleck. Nur der Wald hatte sich verändert. Die Bäume waren abgestorben, ich roch Rauch und Qualm und sah flüssiges Metall aus

dem Erdinnern steigen. Wie ich überleben konnte, wußte ich nicht. Auf jeden Fall rannte ich weg. Ich wollte keinen mehr sehen und mußte einmal allein sein. Tage vergingen. Später erfuhr ich, daß aus dem Weltall ein Meteor in das Gebiet eingeschlagen war. Allerdings ein kleiner, er hatte keinen sehr großen Trichter gerissen. Mit mir jedoch war eine Veränderung vorgegangen. Ich merkte es daran, als ich mich an einem Messer schnitt.« Er grinste und fragte: »Wollt ihr weiter zuhören?«

»Ja«, sagte Lady Sarah.

»Also gut, ich schnitt mich an dem Messer, und es tat nicht weh. Ich spürte keine Schmerzen, das gab mir einen weiteren Schock. Einsam lebte ich und stellte Versuche mit mir selbst an. Ich schnitt öfter in meinen Körper, suchte mir die verschiedensten Stellen aus und erlebte immer das gleiche. Keine Schmerzen. Ich war völlig durcheinander. Ich lebte anders als die übrigen Menschen, erzählte aber niemandem davon. Dann ging ich in eine andere Stadt. Dort geriet ich in einen Streit. Miliz kam, ich flüchtete, man schoß hinter mir her und traf mich dreimal in den Rücken.« Er hob die Hand und spreizte drei Finger ab. »Versteht ihr, ich wurde dreimal getroffen, aber ich lebte, obwohl die Kugeln tödlich waren. Ich lebte weiter. Man konnte mich nicht mehr töten. Ich war der Mann, der nicht sterben konnte.«

»Und wie kam das?« wollte Mrs. Goldwyn wissen.

»Da habe ich keine Erklärung. Es muß mit fremden Strahlen zusammenhängen, die mich getroffen haben. Vielleicht waren es magische Strahlen aus einem fernen dämonischen Universum. Wer weiß? Ich jedoch begann mit diesem Phänomen zu leben. Ich heiratete sogar, sagte meiner Frau lange Zeit nichts. Und als ich ihr eines Tages die Wahrheit offenbarte, da verging sie fast. Sie wollte nichts mehr mit mir zu tun haben, sie wollte weg. Es kam zu einem häßlichen Streit, bei dem ich weitere Fähigkeiten an mir feststellte. Ich konnte Materie bewegen. Mit reiner Geisteskraft gelang es mir, Gegenstände hochzuheben, auf die ich mich konzentrierte. Ich brachte Bäume und Häuser zum Einsturz, nur durch reine Geisteskraft, wobei mir eines Tages der Gedanke kam, diese Kräfte auszunutzen. Ich wollte nicht weiter arm sein und wandte mich an den Geheimdienst. Wir führten Tests durch, die Leute vom KGB waren begeistert. Mit offenen Armen nahmen sie mich auf, als ich in ihre Dienste treten wollte. Und ich beschäftigte mich auch zusammen mit den Agenten vom Geheimdienst mit meiner Vergangenheit. Wir durchleuchteten sie und kamen zu dem Ergebnis, daß ich von Adel bin. Von einem Adelsgeschlecht, dessen Nachfahren hier in England leben. Damit stand der Plan fest. Ich ging nach England, tötete zuvor meine Frau, und hier bin ich.«

Rankin schaute Lady Sarah und seinen entfernten Vetter mit leuchtenden Augen an.

Die beiden schwiegen. Sie hatten soviel Neues gehört, daß sie es erst verkraften mußten. Und nicht nur Neues, sondern auch Unwahrscheinliches. Aber war das Unwahrscheinliche nicht wahrscheinlich geworden? Für Lady Sarah Goldwyn und Sir Reginald bestand kein Grund, den Worten des anderen nicht zu trauen.

»Jetzt wißt ihr alles«, sagte Fjodor Rankin. »Seht ihr ein, daß ihr keine Chance habt?«

»Ja, das sehen wir ein«, gab der Earl zu. »Irgendwann wird es auch Sie treffen. Es gibt keinen, der unsterblich ist. Sie werden altern und müde…«

»Ach, hör auf. Daran denke ich nicht. Fünfzig Jahre habe ich hinter mir. Und ich fühle mich noch immer fit. Das wird einige Zeit so bleiben. Mit meinen Fähigkeiten und deinem Vermögen, Vetter, werde ich hier in England für mein Heimatland einen Stützpunkt aufbauen, der es in sich hat. Das schwöre ich dir!«

»Was ist eigentlich mit dem übrigen Personal geschehen?« fragte Sarah Goldwyn.

»Es liegt wohl verschnürt in den oberen Räumen. Ich weiß noch nicht, ob ich die Leute am Leben lasse. Es kommt dabei auf euch an, wie ihr zu mir steht.«

»Was haben Sie vor?« erkundigte sich Sir Reginald.

»Ganz einfach. Wir erledigen jetzt die Dinge, die mir besonders am Herzen liegen. Du wirst mir die Hälfte deines Vermögens sofort überschreiben und auch dein Testament ändern.«

»Nein, nein, das geht nicht«, schnappte der Earl.

»Und weshalb nicht?« Fjodor Rankins Blick bekam einen lauernden Ausdruck.

»Weil mein Sohn alles erbt. Weil…« Er verstummte, denn er wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte, als er seinen Sohn erwähnte. Auch Lady Sarah schluckte. Sie hatte den Fehler ebenfalls erkannt.

Fjodor Rankin nickte. »So, einen Sohn hast du. Und davon hast du mir nichts erzählt, Vetter. Das finde ich gar nicht gut, das ist sogar ausgesprochen mies von dir. Wo steckt er?« schrie Rankin plötzlich.

»Nicht hier.«

»Das habe ich bemerkt. Wo also?«

»Er studiert. Weit weg von diesem Ort. In Cambridge hat er sich eingeschrieben.«

»Und wann kommt er?«

»Ich weiß es nicht.« Der Earl würde sich eher die Zunge abbeißen, als die Wahrheit zuzugeben, das sah auch Sarah Goldwyn ein. Und der andere nahm ihm wohl ab, daß er die Wahrheit sagte, denn er nickte.

»Ich glaube dir, daß dein Sohn nicht hier ist. Also werden wir uns miteinander beschäftigen. Ich brauche von dir die Überschreibung. Du wirst dich nicht weigern. Solltest du es versuchen, reiße ich dich

auseinander.«
Sir Reginald, Earl of Rankin, nickte nur. Totenblaß war er im Gesicht, und Sarah Goldwyn bedauerte ihn. Sie dachte gleichzeitig an John Sinclair und rechnete damit, daß der Geisterjäger aktiv werden würde. In London hielt den nichts mehr. Vielleicht war er sogar schon in der Nähe. Da die Rankins abgelenkt waren, riskierte Lady Sarah einen Blick auf eines der zahlreichen Fenster.
Heftig erschrak sie.
Hinter der Scheibe schimmerte ein Gesicht!

***

Gaylord Rankin war uns wirklich eine große Hilfe gewesen. Er kannte die örtlichen Gegebenheiten ausgezeichnet und besaß auch den Schlüssel für die Tür des kleinen Anbaus an der Rückseite.
Jaguar und Bentley standen so weit entfernt, daß sie vom Schloß her nicht gesehen werden konnten. Zu Fuß hatten wir den Rest der Strecke überwunden. Unterwegs hatte uns der junge Earl alles Wichtige erklärt. Wir gaben genau acht und kannten den Grundriß des Hauses so ungefähr. Zugute kam uns auch die Dämmerung, die den Tag abgelöst hatte. Automatisch leuchteten die beiden Lampen vor dem Haus auf und schufen zwei helle Inseln.
Wir befanden uns am Anbau.
Die Tür stand offen. Von nun an sollte der junge Earl zurückbleiben. Er durfte sich auf keinen Fall in Gefahr begeben. Wir hämmerten ihm noch einmal ein, sich zu verstecken, und er versprach hoch und heilig, sich daran zu halten.
Wir schlüpften in den Anbau und schlossen hinter uns behutsam die Tür. Der typische Garagengeruch empfing uns. Eine Mischung aus Benzin und altem Reifengummi.
Nicht zum erstenmal gelangten wir auf diese Art und Weise in ein Haus. Normalerweise hätte ich ein schlechtes Gefühl gehabt, doch in dem speziellen Fall ging es um das Leben unschuldiger Menschen, da konnte man keine Rücksicht nehmen.
Durch ein Fenster an der Seitenwand drang dämmriges Licht.
Wir sahen die Umrisse eines Autos. Ein deutsches Fabrikat, ein dunkelblauer Opel Senator.
Dem Fenster gegenüber lag die Seitentür. Durch sie mußten wir gehen, um ins Haus zu gelangen.
Suko drückte sie auf.
Ich blieb hinter ihm und dachte im Moment an die Waffen, die wir mitgenommen hatten.
Zu meinem Kreuz, der Beretta und dem Dolch hatte ich noch eine ausgezeichnete Waffe mitgenommen. Den magischen Bumerang. Er hing ebenfalls in meinem Gürtel.

Ich hatte die Hoffnung, unseren Gegner vielleicht mit dem Bumerang vernichten zu können. Wenn geweihte Kugeln versagten, konnte es die Kraft dieser Waffe vielleicht schaffen.

Vor mir sah ich Sukos Rücken und seine breiten Schultern. Er ging geduckt und bewegte sich lautlos. Der Chinese konnte wirklich schleichen wie eine Katze.

Der Gang war ziemlich eng, und er endete in einer kleinen Diele, von der mehrere Türen abzweigten. Drei waren es insgesamt.

Wir blieben stehen und unterhielten uns nur wispernd. Jeder von uns hatte den Plan so ziemlich im Kopf, und ich deutete auf die eine der drei Türen, deren Schloß im Licht von Sukos Taschenlampe metallen schimmerte.

Der Chinese nickte. Es war die Tür zum Keller, und durch den Keller wollten wir kommen. Der Überraschung wegen wählten wir diesen kleinen Umweg. Wären wir auf normalem Wege gegangen, hätte man uns zu leicht entdecken können.

Suko probierte die Klinke. Sie ließ sich butterweich nach unten drücken, und Suko nickte zufrieden, als er feststellte, daß die Tür nicht verschlossen war.

Wir hatten eine Kellertreppe erwartet und wurden nicht enttäuscht. Etwas gebogen führte sie in die Tiefe. Sie bestand aus glattem grauem Beton, wie auch die Wand. An ihr war ein Eisengeländer befestigt, an dem wir Halt fanden.

Suko wagte nicht mehr, den Strahl der Lampe voll aufleuchten zu lassen. Er deckte ihn mit der Hand ab, so daß nur noch ein schwaches Schimmern zu sehen war, das allerdings ausreichte, um genügend erkennen zu können.

Normalerweise ist es in so einem großen Keller sehr still. Manchmal nur tropft Wasser oder knarrt Holz, doch das Geräusch, das wir hörten, war zumindest außergewöhnlich.

Wir identifizierten es als ein Summen. Dazwischen ertönte ein Piepen, allerdings in unregelmäßigen Intervallen.

Mitten auf der Treppe stoppte Suko und drehte mir sein Gesicht zu. »Verstehst du das?« fragte er.

Ich hob die Schultern. »Vielleicht irgendeine Anlage.«

Suko verzog die Lippen. »Die noch piept, wie.«

»Sei ruhig und geh weiter.«

Das tat Suko auch. Stufe für Stufe ließen wir hinter uns. Unsere Sinne waren gespannt, wir lauerten auf irgendwelche Gefahren, wurden jedoch nicht behelligt.

Schließlich standen wir im Kellergang. Nein, das war kein Keller mehr, sondern schon ein Gewölbe mit einer halbrunden Decke und Stützpfeilern, die sie hielten.

An einer Seite sahen wir große Fässer. Sie bestanden aus Holz und

konnten sowohl Wein als auch Whisky enthalten. Dicht an den Fässern entlang schlichen wir weiter. Jetzt ohne eingeschaltete Lampe, denn vor uns hatten wir einen hellen Schimmer entdeckt.

Noch war er weit entfernt, und da die seltsamen Geräusche lauter geworden waren, ging ich davon aus, daß Licht und Geräusche zusammenlagen.

Wir hatten die vier Fässer passiert und hielten uns noch immer in Nähe der Wand. In unregelmäßigen Abständen erschienen kleine Nischen. Zu vergleichen mit denen in manchen Kirchen, wo Figuren oder brennende Kerzen hineingestellt werden.

Zwei Nischen hatten wir bereits passiert, als Suko stolperte.

Manch einer hätte geflucht, der Chinese hielt sich zurück. Er bückte sich nur, um zu sehen, über was er gestolpert war.

»Das sind Beine, John!« wisperte er.

Auch ich ging in die Hocke, warf einen Blick nach vorn, sah dort alles ruhig und riskierte es, meine Bleistiftleuchte einzuschalten.

Der schmale Lichtfinger wanderte nicht nur über die Beine, sondern erfaßte auch die übrige Gestalt.

Es war ein Mann. An der gestreiften Weste und der schwarzen Hose erkannten wir den Diener.

Nur sein Gesicht lag noch im Dunkeln. Als der untere Teil von dem schmalen Lichtfinger erfaßt wurde, zuckten Suko und ich zusammen. Man hatte diesen Mann auf grausame Art und Weise umgebracht. Seine Kehle war durchgeschnitten worden.

»O verflucht!« hauchte Suko und schaute mich an. Im Dunkeln glänzten seine Augen. »Wer kann so etwas getan haben?«

»Vielleicht Rankin?«

»Möglich.«

Ich erhob mich und schaltete die Lampe aus. »Komm, wir müssen weiter!«

Die Zeit drängte wirklich. Ich wollte hier unten keine Stunden verbringen. Wir mußten das Kellergewölbe ganz durchqueren, um die Treppe zu erreichen, die zu unserem Ziel führte.

Einige Yards später sahen wir vor uns eine Wand. Der Gang bildete dort einen rechten Winkel, und wir mußten uns nach links wenden. Der etwas hellere Schein lag über der Wand wie ein dünner Schleier. Deshalb war er uns auch aufgefallen.

Dann hörten wir die Stimmen. Zwei Männer unterhielten sich.

Allerdings nicht in Englisch, sondern auf Russisch. Suko und ich hatten vor einigen Monaten einen Fall in Sibirien erlebt, deshalb kannten wir die Sprache.

»Rankin hat Verstärkung mitgebracht,« hauchte der Chinese.

Ich nickte. Der Gang führte nicht sehr weit. Er endete vielleicht zehn Yards entfernt vor einer Mauer. Rechts davon führte eine Treppe nach

oben, das erkannten wir im letzten Streulicht.

Wir allerdings wurden durch eine nachträglich errichtete Wand gedeckt, die sich bis in die Hälfte des Ganges hineinschob. Hinter der Wand mußten die Männer hocken.

Wir zogen unsere Waffen.

Welche Kerle das waren, wußten wir nicht. Uns war auch nicht bekannt, ob sie eventuell die gleichen Fähigkeiten besaßen wie Rankin, wir hofften es beide nicht.

Die Wand war schnell erreicht. Parallel zu ihr schlichen wir vor, bis wir das Ende erreicht hatten und um sie herumpeilen konnten.

Das war natürlich mit dem Risiko einer vorzeitigen Entdeckung verbunden, doch wir hatten Glück.

Die beiden Männer wandten uns ihre Rücken zu und sahen uns nicht. Sie befanden sich in gebückter Haltung und was vor ihnen stand, konnten wir unzweifelhaft als eine moderne Funkstation identifizieren. Eine Station, wie sie Spione benutzten.

Mein Gedankenkreislauf schloß sich. Rankin kam aus Rußland.

Er besaß besondere Fähigkeiten und war seinem Heimatland sicherlich treu ergeben. Also setzte er die Fähigkeiten auch für die andere Seite ein. Das lag auf der Hand. Und er hatte sich Verstärkung geholt. Die Geräte waren eingschaltet. Sie produzierten das Summen. Und der Piepton wurde durch einen »Bip« auf einem Oszillographen hervorgerufen. Ein heller Punkt auf einem grünen runden Schirm. Der Punkt erschien, verschwand und tauchte wieder auf. Ein Kreislauf.

Ich nickte Suko zu.

Mein Freund und Kollege war einverstanden. Danach machten wir die nächsten Schritte.

Erst als wir hinter den beiden standen, schlug deren innere Alarmuhr an. Da war es bereits zu spät, denn die Kerle blickten in die Mündungen unserer Pistolen.

»Guten Abend«, sagte ich höflich. »Wir wollten nur fragen, ob wir mitspielen dürfen?«

Beide wurden bleich. Sie sahen in ihrer Kleidung fast aus wie Zwillinge, nur hatte einer von ihnen blondes Haar und der andere leicht rötliches. Ihre Gesichter wirkten gelblich, ebenso wie unseren, weil wir vier genau zwischen der Lampe standen.

»Kleine Feierabend-Beschäftigung?« erkundigte ich mich.

Der Blonde zischte mir etwas in seiner Heimatsprache entgegen, wobei sich sein Gesicht verzerrte.

»Bleib nur ruhig«, sagte ich. »Eine dumme Bewegung, und es ist aus. Verstanden?«

»Zur Hölle!«

»Aha, du kannst also Englisch. Toll.« Ich grinste und wurde sofort ernst. Meine Stimme peitschte durch den Keller, als ich fragte:

»Was soll das hier werden? Eine Spionagezentrale? Rückt raus mit der Sprache!«

Die beiden schwiegen. Dabei lächelten sie noch, denn sie wußten einen starken Verbündeten im Rücken.

Ich gab Suko ein Zeichen.

Der Chinese verstand und scheuchte die beiden russischen Agenten an die Wand. »Stellt euch mit dem Gesicht zur Mauer hin auf, tretet einen Schritt zurück und laßt euch vorfallen, wobei die Arme ausgestreckt bleiben.«

Sie gehorchten, denn auch unsere Waffen redeten eine deutliche Sprache.

Der Blonde gehorchte zuerst. Sein Kumpan folgte, aber der legte uns beide rein. Vielleicht hatten wir zu sehr auf die Arme geachtet und die Füße dabei vergessen. Er bewegte den rechten gedankenschnell und mußte ihn wohl unter eine Schnur gehakt haben. Ein Stecker flog aus der Dose, und im nächsten Augenblick wurde es stockfinster.

Schreie gellten. Wir sahen Schatten weghuschen, und dann fielen die ersten Schüsse…

***

Sarah Goldwyn bewegte sich nicht. Sie schaute nur auf das Fenster, hinter dessen Scheibe das Gesicht leuchtete. Ein heller Fleck, ein Schemen, mehr nicht.

Der Russe war mit dem Earl of Rankin voll beschäftigt. Sie sprachen miteinander, wandten Mrs. Goldwyn den Rücken zu, und sie nahm überhaupt nicht wahr, was die beiden miteinander redeten.

Für sie war der Unbekannte wichtig.

Vorsichtig ging sie zurück. Sie bewegte sich so, daß sie Sir Reginald und den Russen im Auge behalten konnte. Nur keine hastige Bewegung, die der andere hätte wahrnehmen können.

Das Fenster behielt sie ebenfalls im Auge, und sie ärgerte sich jetzt, daß sie ihre Brille nicht dabei hatte, denn ihre Sehschärfe hatte doch mit steigendem Alter nachgelassen.

Der Mann draußen reagierte nicht. Er wartete ab, bis Mrs. Goldwyn nur zwei Schritte vom Fenster entfernt war und schon bald an die breite, aus Marmor gefertigte Bank stieß.

Er winkte.

Lady Sarah legte einen Finger auf die Lippen und sah, wie der Unbekannte seinen Arm ausstreckte und dabei in Richtung Eingangstür deutete. Er wollte das Haus betreten.

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. Das durfte auf keinen Fall geschehen, der Mann mußte zurückbleiben. Da sie ihn jetzt besser sehen konnte, stellte sie fest, daß es noch ein junges Gesicht war, das sie anschaute.

Der Sohn!

Ja, das mußte der Sohn des Earls sein! Eine andere Möglichkeit kam für sie nicht mehr in Frage. Wer hätte sonst Interesse gezeigt, heimlich das Haus zu betreten? Und weil er so reagierte, bewies er der Horror-Oma, daß er Bescheid wußte.

Vielleicht von John Sinclair oder Suko?

Lady Sarah hoffte es zumindest, und sie drückte sich, John Sinclair und den anderen beide Daumen.

»Nein!« Sie zuckte zusammen, als sie die Stimme des Russen vernahm. Sofort drehte sie den Kopf.

Sir Reginald mußte irgend etwas getan haben, was dem anderen nicht paßte. Mit wutverzerrtem Gesicht stand der entfernte Vetter vor ihm und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Hast du immer noch nicht genug? Ich habe dich nicht umsonst gezeichnet. Willst du, daß dein Schädel in der Mitte gespalten wird?«

»Bitte, hören Sie!«

»Unterschreibe die Vollmacht!« Wild schüttelte er den Kopf.

Dabei mußte sein Blick auch Lady Sarah und das hinter ihr liegende Fenster streifen.

Hatte er etwas entdeckt?

Es tat sich nichts, und Mrs. Goldwyn wollte schon aufatmen, als Fjodor Rankin einen gleitenden Schritt nach vorn machte und seine Augen starr auf das Fenster richtete.

Innerhalb weniger Sekunden trat wieder der metallische Glanz in seine Pupillen. Er zeugte davon, daß die unheimlichen Kräfte des Mannes frei wurden.

Sarah Goldwyn schaute zum Fenster. Sie konnte nicht anders und sah noch immer das Gesicht.

Geh weg! schrie es in ihrem Innern. »Himmel, warum gehst du denn nicht weg? Verschwinde doch endlich!«

Das Gesicht blieb.

Da wußte sie Bescheid. Vielleicht konnte der andere überhaupt nicht verschwinden. Unter Umständen war die Gegenkraft des Russen so groß, daß er sich nicht vom Fleck rühren konnte und einfach stehenbleiben mußte.

»Reinlegen wolltet ihr mich!« flüsterte Fjodor Rankin. »Reinlegen, ihr verfluchten Schweine. Aber da habt ihr euch geschnitten. Jetzt bin ich an der Reihe. Meine große Stunde kommt!« Er sprach die Worte und stierte auf die Scheibe.

Auch der Earl of Rankin hatte bemerkt, daß etwas nicht stimmte.

Er blickte ebenfalls in die Richtung und sah das Gesicht.

»Gaylord!« stöhnte er.

Schrill lachte der Russe auf. Es hörte sich an wie das Kreischen einer Möwe. »Dein Sohn, mein lieber Vetter. Das ist eine Überraschung. Du

hast mir doch erzählt, er wäre nicht hier.«
»Ich… ich …«
»Spar dir deine Worte, Vetter, und sieh genau zu, was nun passiert. Der Mann, den niemand töten kann, wird euch ein Exempel vorführen. Gebt acht!«
Sarah Goldwyn ahnte, daß Rankin Schreckliches vorhatte. Sie rief: »Nein, um Himmels willen. Lassen Sie es!«
Fjodor Rankin dachte überhaupt nicht daran. Er war in Fahrt, und er wollte es sich und anderen zeigen.
Seine Augen leuchteten noch mehr. Das Silber begann regelrecht zu strahlen, es hatte für Sarah Goldwyn die Wirkung von Laserlicht. Energien wurden frei, konzentrierten sich und fanden ihr Ziel.
Es war Gaylord!
Sein Gesicht befand sich zwar noch immer hinter der Scheibe, aber nicht mehr in der gleichen Höhe. Die Kräfte des Russen hoben ihn hoch und drückten seinen Unterkörper so nach oben, daß Gaylord waagerecht in der Luft lag.
»Jetzt!« brüllte der Russe.
Mit Schrecken mußten Lady Sarah und Sir Reginald mit ansehen, was der andere mit Gaylord machte. Er behandelte ihn nicht mehr als Menschen, sondern wie ein Stück Holz.
Der junge Earl raste auf das Fenster zu.
»Mein Gott!« schrie Sarah Goldwyn und schloß die Augen. Sie hatte sie kaum zu, als es schon splitterte. Die alte Scheibe hielt dem Druck nicht stand.
Selbst der Rahmen wurde aus dem Mauerwerk gerissen, und Gaylord Rankin wurde zur lebenden Rakete.
In einem Regen von Glassplittern und Holzteilen wurde er durch die Scheibe und in das Zimmer gewuchtet. Er schrie. Sein Gesicht zeigte ein rotes Muster. Unzählige Splitter hatten sich in seiner Haut festgesetzt, und winzige Blutstropfen perlten aus den kleinen Wunden.
Dumpf prallte er auf.
Für einen halbe Sekunde hielt wohl jeder den Atem an, bis das Schreien des jungen Mannes die Stille unterbrach. Gaylord wälzte sich über das Parkett, er hatte die Arme angewinkelt, wollte die Splitter aus seinem Gesicht schaben und bemerkte nicht, daß er es nur noch schlimmer machte. Wenn er rieb, gerieten Splitterkörner auch in seine Augen, und er konnte seine Sehkraft verlieren.
Keiner hatte sich gerührt. Als die Horror-Oma jedoch sah, was Gaylord Rankin vorhatte, da hielt sie nichts mehr auf ihrem Platz.
Sie stürzte auf ihn zu, es war ihr auch egal, wie der andere reagierte, sie wollte den jungen Mann nur vor einem nicht wiedergutzumachenden Fehler bewahren. Sein Vater konnte es nicht. Er stand unter einem tiefen Schock, wankte zurück und fiel in einen

hochlehnigen Sessel, wo er sitzenblieb.

Bevor Gaylord die Splitter in seinem Gesicht verreiben konnte, hatte Lady Sarah seine Handgelenke gepackt und hielt sie fest. Sie wunderte sich selbst, woher sie die Kraft nahm, aber in der Stunde der Gefahr wuchs sie über sich selbst hinaus.

Gaylord mußte starke Schmerzen haben. Hin und her warf er seinen Kopf, schluchzte und stöhnte in einem. Er stemmte auch seine Hacken in den Boden und drückte den Oberkörper hoch, so daß nur seine Schultern das Parkett berührten.

Sein Gesicht war schwer gezeichnet. Überall Blut. Splitter hingen auch an seiner Kleidung. Sie hatten sich in dem beigen Jackett festgesetzt.

Er wimmerte und stöhnte. Es war schrecklich. Lady Sarah versuchte, beruhigend auf ihn einzureden, er hörte nicht. Die Worte rannen einfach vorbei.

»Laß ihn!« befahl Rankin.

Da fuhr Lady Sarah herum. Sie ließ auch den jungen Mann los.

Noch am Boden kniend schaute sie den anderen an. Furchtlos, tapfer. »Ich lasse ihn nicht. Er hat mit alledem nichts zu tun. Sie sind es, der ihn fast getötet hätte. Aber Ihre Stunde schlägt auch noch, darauf können Sie sich verlassen. Sie werden…«

»Sei ruhig!« brüllte Rankin mit sich überschlagender Stimme und demonstrierte abermals seine Macht. Plötzlich veränderte sich der Boden. Er wurde weich wie Gummi, und eine dünne Rauchfahne stieg der Decke entgegen.

Mrs. Goldwyn hatte Angst, daß dieser Mensch völlig durchdrehen würde.

Sie sagte nichts mehr.

Bis auf das Stöhnen des Verletzten wurde es still. Und in diese Stille hinein klangen dumpfe Geräusche.

Schüsse!

***

Wir waren auf Situationen wie diese trainiert und eingestellt. Kaum verlöschte das Licht, da standen wir schon nicht mehr an unseren Plätzen, sondern lagen flach am Boden.

Und das war gut so. Die anderen hatten blitzschnell ihre Waffen gezogen.

Die Schüsse krachten, und es hörte sich an wie ein Gewitter. Fahl leuchteten die Mündungsblitze, in deren Widerschein verzerrte Gesichter für Bruchteile von Sekunden erschienen, um dann wieder zu verschwinden.

Jetzt ärgerte ich mich ein wenig, daß ich keine normale Waffe bei mir trug. Silberkugeln zu verschießen, tat mir in der Seele weh, wenn

es dabei nicht um Dämonen ging.
Suko und ich waren nicht zur gleichen Seite gehechtet. Es gab da einige Regeln, die uns praktisch in Fleisch und Blut übergegangen waren.
Ich war nach links getaucht, Suko hatte sich die entgegengesetzte Seite ausgesucht.
Dicht an der in den Gang hineingebauten Wand robbte ich entlang. Über mir waren zwei Kugeln eingeschlagen, hatten ihre Furchen hinterlassen, und mir war der feine Staub in den Nacken gerieselt.
Zum Glück hatten die beiden Russen nicht getroffen. Sie waren doch nicht so kaltblütig gewesen und wollten sich erst einmal freie Bahn verschaffen.
Ich erreichte das Ende der Mauer und kroch herum. Jetzt lag ich geschützt.
Vorsichtig richtete ich mich auf. Wieviel Zeit seit den ersten Schüssen vergangen war, konnte ich nicht sagen. Bestimmt nicht mehr als fünf Sekunden.
In knieender Lage blieb ich. Mein Atem ging flach. Die Härchen auf meinen Handrücken hatten sich aufgestellt, das Licht war verloschen, und wir standen uns in völliger Dunkelheit lauernd gegenüber.
Ein Nervenkrieg begann.
Die anderen waren dabei im Vorteil. Uns saß die Zeit im Nacken, während es den Russen auf eine Minute nicht ankam.
Etwas schabte über den Boden. Jemand bewegte sich. Nur wußte ich nicht, ob es sich dabei um Suko oder um einen der Russen handelte.
Eigentlich hatte ich es noch am besten, denn mich schützte die Mauer. Ein Feind befand sich nicht in unmittelbarer Nähe, den hätte ich längst bemerkt. Da mich die Wand deckte, überlegte ich, ob ich es riskieren sollte.
Ewig konnten wir nicht hier lauern und auf einen Fehler des anderen warten. Einer mußte die Initiative ergreifen.
Ich holte meine kleine Bleistiftlampe hervor, nahm sie in die Linke Hand und schob mich behutsam bis zum Ende der Wand vor, so saß ich um sie herumschauen konnte.
Es war riskant, was ich da vorhatte, aber die Lage mußte in Bewegung geraten.
Ein Druck auf den Knopf.
Der fingerdicke, helle Lichtstrahl stach in die Finsternis. Ich bewegte die kleine Lampe, um einen möglichst großen Wirkungskreis auszuleuchten und sah tatsächlich für den Bruchteil einer Sekunde das Gesicht eines Russen.
Aber auch der Mann reagierte.
Das Gesicht tauchte weg, und dann krachten die Schüsse.
Es war ein Inferno, das über mich hereinbrach. Hätte ich mich nicht

blitzschnell hinter die Mauer zurückgezogen, die Kugeln hätten mich durchlöchert.

Das Krachen der Waffen, das hohle Pfeifen der Geschosse, die wilden Echos und die harten Einschläge wurden zu einer tödlichen Sinfonie aus Blei.

Dann ein Schrei.

Langgezogen, jaulend und verzweifelt. Kaum war der Schrei aufgeklungen, verstummten die Schüsse. Ein schwerer Fall drang an meine Ohren, und ich hörte eine Stimme auf Russisch irgend etwas flüstern.

Einen der Agenten hatte es erwischt.

Ich kam nicht mehr dazu, mir weitere Gedanken zu machen, denn jetzt handelte Suko.

Plötzlich wurde es hell.

Aber nicht durch einen Taschenlampenstrahl, sondern durch das normale Licht. Suko hatte den Stecker wieder in die Dose geschoben. Er selbst stand halb gebückt, hielt die Waffe schußbereit und schwenkte die Mündung, wobei sie auf den zweiten Russen wies, der neben der Gangwand und nicht weit von der Treppe entfernt flach am Boden lag und nur die Hand mit seiner Pistole erhoben hatte.

»Laß es!« zischte ich.

So abgebrüht war der Mann auch nicht. Er zuckte zusammen, als er meine Stimme vernahm, die ausgerechnet noch in seinem Rücken aufgeklungen war.

Suko trat ihm die Armeepistole aus den Fingern. Sie rutschte über den Kellerboden und blieb dicht neben dem zweiten Russsen liegen, dessen Gesichtshaut schon die wächserne Blässe des Todes angenommen hatte. Seine Augen starrten blicklos gegen die Decke.

Die rechte Gesichtshälfte war zerstört. Dort hatte ihn das Geschoß getroffen.

»Tut mir leid«, sagte Suko. »Ich hätte nicht zielen können. Es ging einfach alles zu schnell.«

Mein Partner hatte den Mann also erwischt.

Wir befahlen dem Russen, sich zu erheben. Er stützte sich dabei an der Wand ab, und als er stand, da hob er die Hände in Schulterhöhe. Der Mann kannte die Regeln.

Suko bedrohte ihn von vorn mit der Beretta, während ich an ihn herantrat und nach Waffen abklopfte. Außer seiner Pistole besaß er nur noch ein Taschenmesser aus bestem Schweizer Stahl.

An der Schulter drehte ich den Mann herum und drückte ihn mit dem Rücken gegen die Wand.

Die Lippen des Kerls waren zusammengepreßt. In seinen Augen lag ein kalter, aber auch entschlossener Ausdruck. Ich kannte diese Leute. Es waren knallharte Burschen vom KGB ausgebildet, der hier sagte so

leicht nichts.

Trotzdem versuchte ich es. »Wer ist noch alles oben?«

»Er.«

»Was heißt das?«

Der Russe gestattete sich ein schmales Grinsen. Für mich ein Zeichen, daß er sich sicher fühlte. »Gegen ihn kommt ihr nicht an. Er ist der Mann, der nicht sterben kann. Ihr könnt ihn nicht erschießen. Niemand kann ihn töten.«

»Ist er allein?«

»Nein.«

»Wer ist noch bei ihm?«

Da lachte der Russe. »Ich weiß nicht, ob sie noch leben. Da gibt es eine Frau und einen Mann.«

»Beschreibe die Frau.«

Das tat er. Suko und mir fuhr der Schreck durch die Glieder, denn der Russe hatte uns Lady Sarah beschrieben. Um sie handelte es sich. Der Mann war der Earl of Rankin.

Und beide befanden sich in der Gewalt des unheimlichen Mörders, der ohne Rücksicht auf Verluste vorging.

»Ihr könnt nicht gewinnen«, sagte der Agent wieder. »Die anderen sind zu stark.«

»Gibt es noch mehrere?«

»Vielleicht.«

Ich glaubte ihm nicht. Er versuchte uns zu bluffen.

»John!« Sukos Stimme klang zwar leise, allerdings auch warnend.

Ich warf ihm einen raschen Blick zu und bemerkte, wie mein Partner bis zur Treppe schlich und hochschaute. Er mußte dort etwas bemerkt haben. Da ich mich nicht mehr voll auf den Russen konzentrierte, versuchte er es. Schattenhaft sah ich seinen Arm. Er wollte mir die Waffe aus der Hand schlagen.

Ich sprang zurück, der Hieb verfehlte mich, und ich donnerte dem Agenten meine Linke gegen die Brustgrube. Der Treffer warf ihn wieder zurück. Bevor die Wand ihn stoppen konnte, hieb ich abermals zu. Diesmal mit dem Waffenlauf. An der Stirn wurde er getroffen. Die Haut platzte auf, ein Blutrinnsal sickerte aus der Wunde, dann gaben die Beine des Russen nach. Der Mann war bereits bewußtlos, kaum daß er den Boden berührt hatte.

Um ihn konnten wir uns nicht kümmern, denn die andere Gefahr mußte von der Treppe her kommen.

Suko stand davor und schaute hoch. Das Licht fiel auch die Stufen hoch. Sie waren ziemlich breit, bestanden aus Stein, und etwa die ersten sechs wurden vom Lichtschein erfaßt. Die anderen lagen im Dunkeln.

Schritte auf der Treppe. Da kam jemand, der Chinese hatte sich nicht

verhört.

Wir standen nicht direkt vor der Treppe, sonderen rechts und links davon, damit wir auch in Deckung springen konnten, falls uns jemand angriff.

Da die Treppe gebogen war, konnten wir den Ankömmling noch nicht erkennen. Aber wir sahen schon seinen Schatten, wie er über die Wand wanderte.

Dann kam er.

Ja, er war es. Ich hatte ihm schon einmal Auge in Auge gegenüberstanden und sogar auf ihn geschossen.

Rankin. Fjodor Rankin, der Mann, den niemand töten konnte.

Jetzt trug er keine Pelzmütze. Wir sahen sein weißes Haar, das an den Seiten des Kopfes wuchs. In der Schädelmitte waren die Haare ausgefallen. Dort schimmerte die Haut bleich.

Ich preßte die Lippen zusammen. Mein Herz schlug plötzlich schneller. Dieser Mann, der dort so harmlos vor uns stand, war eine brandgefährliche Person. Man sah es ihm in der Tat nicht an, doch er war eiskalt und würde uns auch zu vernichten versuchen.

Während ich bewegungslos stand, sah ich Suko aus den Augenwinkeln. Der Chinese versuchte, seinen Stab einzusetzen, wobei seine Hand in dem Jackettausschnitt verschwand.

Rankin sagte nichts. Auch wir blieben stumm, aber ich ahnte, daß er etwas vorhatte.

Er konnte die Materie manipulieren.

Und das tat er.

Ich sah nur seine Augen. Plötzlich bekamen sie einen silberfarbenen Glanz, als würde sich die Leuchtquelle dafür im Innern des Mannes befinden. Dieses Leuchten signalisierte für mich die große Gefahr.

Ich rief meinem Freund eine Warnung zu, schoß selbst und sah auch, wie die Kugel einschlug. In die Brust hatte ich ihn getroffen, doch das Geschoß tat ihm nichts.

Er grinste nur und blieb stehen.

»Weg hier!« brüllte ich Suko zu.

Der Chinese war nicht mehr dazu gekommen, seinen Stab hervorzuholen. Er sprang genau wie ich zur Seite.

Das war gut so, denn die unheimlichen Kräfte des Russen kamen voll zur Geltung.

Nicht direkt griff er an, sondern unsere Umgebung. Plötzlich lösten sich die Treppenstufen vor unseren Augen auf. Der harte Stein wurde weich und flüssig. Er nahm eine andere Farbe an, wurde dunkelrot und erinnerte mich an flüssige, heiße Lava.

Aber nicht nur die Treppe wurde von seinen unheimlichen Kräften verändert, auch die Wand rechts und links der Stufen.

Sie löste sich ebenfalls auf. Das Gestein verlor seine Dichte, es wurde

flüssig und fiel in dicken roten Tropfen nach unten, wo er sich mit dem anderen Strom vereinigte.

Dämpfe quollen auf. Dicke Schwaden zogen in den Keller und begleiteten den Weg des flüssigen Gesteins, das alles fressen und verbrennen würde, was sich ihm in den Weg stellte.

Wir flohen.

Es gab für uns keine andere Möglichkeit. Der Weg nach vorn war uns versperrt, wir mußten den durch die Garage nehmen und wußten dabei nicht, ob es uns unterwegs nicht doch noch erwischte.

Suko rannte neben mir her. In unserem Rücken hörten wir die Stimme des Russen. Schaurig hallte sie durch den Keller.

»Ich werde euch vernichten. Töten will ich euch – töten…«

Wir rannten um unser Leben.

Reichte die Kraft des Mannes, oder waren wir stärker?

Zu beiden Seiten begannen sich die Steine zu verändern. Sie schmolzen ebenso dahin, wie vorhin die Treppe. Die Decke konnte dann nicht mehr gehalten werden, und für uns bestand die Gefahr, daß wir in diesem Keller unser Grab fanden.

Hitze umgab uns.

Wir rannten an den Weinfässern vorbei. Eins krachte auseinander. Es explodierte förmlich. In gewaltigen Strömen ergoß sich die Flüssigkeit aus dem zerstörten Faß, mich trafen einige Holzsplitter, und ich zog den Kopf in den Nacken.

Endlich sahen wir die Treppe. Sie war noch heil. Mit Riesensätzen jagten wir die Stufen hoch, erreichten den schmalen Flur und hatten nur noch ein paar Schritte bis in die Garage zu gehen.

Dort lehnten wir uns schweratmend an den Wagen. Wir hatte es geschafft. Vorläufig. Beide schauten wir zurück, aber der Verfolger war uns nicht mehr auf den Fersen.

»Verdammt, den kriegen wir nicht!« keuchte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Wir müssen, Suko. Der darf uns nicht entkommen. Stell dir vor, was der anrichten kann.« Mein Freund nickte.

Beide dachten wir an die Menschen, die sich noch im Haus befanden. Wenn wir schon kaum eine Chance hatten, dann besaßen sie erst recht keine…

***

Als Rankin die Schüsse hörte, blieb er in gebückter Haltung stehen.

Seine Ohren schienen zu wachsen, so sehr strengte er sich an. Er lauschte, denn er wollte herausfinden, wo die Schüsse abgefeuert worden waren.

Im Keller!

Ja, deutlich zu vernehmen, als die nächste Schußfolge aufwummerte

und als dumpfe Echos von den Anwesenden gehört wurden.
Fjodor Rankin fuhr herum. Sein Gesicht war verzerrt. Er ahnte, daß ihm die Fäden des Spiels aus der Hand genommen wurden, und das konnte er nun gar nicht vertragen.
»Was ist hier los?« brüllte er und eilte dorthin, wo der Boden aufgeweicht war, allerdings wieder hart wurde und nun noch Wellen davon zeugten, was mit ihm geschehen war.
Lady Sarah, die neben dem verletzten Gaylord stand, zuckte zusammen, als sie die Stimme hörte. Der Kerl war rasend, er würde durchdrehen, eine Antwort konnte sie ihm nicht geben.
»Ich weiß es nicht!« schrie sie. »Verdammt, so glauben Sie mir doch. Sie haben die beiden in den Keller geschickt. Vielleicht schießen sie sich gegenseitig über den Haufen.«
Rankin schüttelte den Kopf. Seine Pupillen waren nur noch silberne Kreise. Er stand voll unter Dampf. »Nein, das glaube ich dir nicht. Da mußte etwas anderes geschehen sein. Verdammt, da stimmt was nicht. Ich werde es herausfinden.« Mit ein paar Schritten stand er vor Sir Reginald, packte ihn und schüttelte ihn durch. »Du wirst mir Rede und Antwort stehen. Ich will wissen, was da geschehen ist. Mach dein Maul auf, zum Henker!«
Der Earl schaute seinen entfernten Verwandten verwundert an.
Sein Blick bewies, daß auch er nicht verstand, was dort im Keller vor sich ging.
Wie die Klauen eines Greifvogels stießen die Arme des Russen vor, und gekrümmte Finger verhakten sich in der Kleidung des Earls. »Was ist da unten geschehen?« schrie er. »Wer befindet sich noch in deinem verfluchten Keller?«
»Ich habe keine Ahnung.« Tonlos drangen die vier Worte über die Lippen des Adligen.
Wütend ließ der andere ihn los. Er war durcheinander und nicht mehr Herr der Lage. Das merkte auch die Horror-Oma, und sie gestattete sich ein Lächeln, das der andere auf keinen Fall sehen durfte. Lady Sarah ahnte, wer sich in den Kellerräumen breitgemacht hatte und den beiden Agenten einen Kampf lieferte.
Suko und John.
Mrs. Goldwyn drückte nur die Daumen, daß beide es schafften und die Gegner besiegten.
Rankin fuhr herum. Er schluckte. Sein Adamsapfel hüpfte hoch und nieder. »Ich werde es herausfinden!« flüsterte er rauh. »Verdammt, ich werde es herausfinden. Allen zeige ich es. Das habt ihr nicht umsonst gemacht. Ich zerstöre das Haus und euch mit!« Er sprach die Worte, führte einen wilden Faustschlag gegen einen nicht vorhandenen Gegner und machte auf dem Absatz kehrt. Mit langen Schritten durchquerte er die Halle und verschwand in deren Hintergrund, wo

auch die Treppe in die Kellergewölbe begann.

Mrs. Goldwyn wartete, bis ihr Gegner nicht mehr zu sehen war.

In seiner Wut hatte er wirklich einen Fehler gemacht, indem er seine Gefangenen allein ließ.

Die Chance mußte genutzt werden!

Lady Sarah warf einen Blick auf den jungen Earl. Gaylord Rankin war bewußtlos geworden. Das Beste, was ihm in dieser Lage hatte passieren können. So brauchten seine Arme nicht mehr festgehalten zu werden.

Allein konnte die Horror-Oma es nicht schaffen. Sir Reginald mußte ihr beistehen.

Der saß apathisch in seinem Sessel.

Das Blut im Gesicht war zu einer Kruste geworden, der Blick ins Leere gerichtet.

»Sir Reginald!« sprach Lady Sarah den Earl an.

Der rührte sich nicht. Er schien überhaupt nicht mehr anwesend zu sein und sich in einer anderen Welt zu befinden.

»Hören Sie mich, Sir Reginald?«

Da öffnete der Mann die Augen. »Ja«, flüsterte er. »Ich… ich weiß nicht, was da los ist … ich …«

»Reißen Sie sich zusammen, Mensch! Wir haben eine einmalige Chance bekommen.«

»Chance? Welche Chance?«

»Wir können fliehen.«

Auch die letzten Worte zeigten bei Sir Reginald keinerlei Reaktion. Er blieb apathisch.

Das wollte Lady Sarah nicht gelten lassen. Sie packte den Arm des Earls und versuchte, den Mann hochzuziehen. Ein jüngerer Mensch hätte es vielleicht geschafft, aber Lady Sarah besaß nicht mehr die Kräfte einer Dreißigjährigen. Sie bekam den alten Earl nicht aus dem Sessel hoch.

Wütend trat sie zurück und zischte einen Seemannsfluch durch die Zähne. Wenn sie es bei dem Alten nicht schaffte, dann mußte sie sich um den junge Earl kümmern.

Der lag auf dem Rücken. Noch immer steckten die Splitter in seiner Haut und der Kleidung. Lady Sarah mußte achtgeben, daß sie sich nicht verletzte.

Sie schob ihre Hände unter die Schultern des jungen Mannes und versenkte sie in seinen Achselhöhlen. Dann sammelte sie alle Kräfte, hob ihn ein wenig an und zog ihn auf die Tür zu. Das war Schwerstarbeit. Seine Absätze hinterließen auf dem hellen Parkett lange Streifen. Ihn erst auf einen Teppich zu legen und dann weiterzuziehen, dazu hatte Lady Sarah nicht mehr die Zeit.

Sie strengte sich an wie selten. Arme und Beine zitterten unter der

Last, die sie zu bewältigen hatte.
Ihr Atem ging pfeifend, und sie stöhnte auf, als sie die Tür endlich erreicht hatte.
Die Horror-Oma zog eine Hälfte auf. Die Kälte fuhr in den Raum.
Weil ein Fenster zerstört war, entstand Durchzug. Darum kümmerte sich Lady Sarah nicht, sie wollte Gaylord nur aus der Gefahrenzone bringen, raffte sich noch einmal auf und schaffte ihn über die Türschwelle nach draußen.
Sarah Goldwyn überlegte einen Moment. Direkt vor der Tür befand er sich auch nicht in Sicherheit. Wenn es eben möglich war, wollte sie ihn auch die Treppe hinunterschleifen.
Sie strengte sich an. Noch einmal mußte sie ihre Kräfte sammeln.
Die Beine des Mannes schlugen auf die Stufen, als er weitergezogen wurde. Es war inzwischen dunkel geworden. Der Schein der über der Tür hängenden Leuchten verlor sich in der Finsternis, und die hohen Bäume wirkten wie gespenstische Schatten.
Auf dem Weg und dicht neben der Treppenmauer ließ Lady Sarah den jungen Earl liegen.
Dann eilte sie wieder zurück.
Eilen war zuviel gesagt. Sie hatte Mühe, die Stufen hochzukommen. Die letzte Aktion hatte sie Kraft gekostet. Ihre Beine wollten einfach nicht so recht mitmachen. Sie mußte sich schon am Geländer abstützen, um die Treppe hinter sich zu lassen.
Sir Reginald hockte weiterhin in seinem Sessel. Er sah mit seiner langen Blutkruste im Gesicht aus wie eine Figur aus einem Horrorfilm. Man konnte ihn sogar für tot halten, hätten nicht seine Wangen gezuckt. Das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab.
Ansonsten ging sein Atem flach und war kaum zu merken.
Lady Sarah blieb vor ihm stehen. Sie beugte sich zu dem Sitzenden herab. Mit beiden Händen umfaßte sie seine Wangen.
»Sir Reginald, bitte!« sagte sie drängend. »Sie müssen hoch. Schnell!«
Bisher hatte der Earl die Augen geschlossen gehabt. Jetzt öffnete er sie wieder. »Lassen Sie mich«, flüsterte er.
»Wollen Sie sterben?«
»Vielleicht…«
»Unsinn, Mann. Seien Sie keine Memme. So habe ich Sie wirklich nicht eingeschätzt. Gaylord befindet sich bereits in Sicherheit, und Sie werde ich auch…«
»Gaylord?« fragte der Earl mit zittriger Stimme.
»Ja, er.«
»Wo ist er?«
Lady Sarah verdrehte die Augen. Sie hatte keine Lust, die Fragen zu beantworten, ihr saß die Zeit im Nacken, aber sie konnte Sir Reginald auch nicht brüskieren.

»Er wartet auf Sie, Sir!«
»Ja, ja, ich komme.« Plötzlich war alles anders. Der Name seines Sohnes hatte bei dem alten Earl Energien geweckt, an die er wohl selbst nicht mehr geglaubt hatte.
Er stemmte sich hoch, wobei ihm Lady Sarah behilflich war. Etwas schwankend blieb er vor dem Sessel stehen. Er hatte den Kopf gesenkt und wirkte so, als würde er über irgend etwas nachdenken.
Lady Sarah nahm seine Hand. »Kommen Sie, Sir. Wir haben wirklich nicht mehr viel Zeit.«
Wie ein Kind ging der Adelige. Seine Lippen bewegten sich. Er sagte Worte, die Lady Sarah nicht verstand. Sie hatte es brandeilig, denn sie wollte nicht mehr im Raum sein, wenn dieser wahnsinnige Rankin zurückkehrte, falls es John Sinclair oder Suko nicht gelang, ihn zu erledigen.
Sarah Goldwyn stützte den Mann. Er zitterte. Seine Haut war kalt, als hätte er schon im Grab gelegen. Die Augen besaßen ebenfalls keinen Glanz mehr. Hatte der alte Earl bereits mit seinem Leben abgeschlossen?
Die Hälfte der Strecke hatten sie hinter sich gebracht, und die Hoffnung der alten Dame wuchs, als sie durch den Auftritt des Russen jäh zerstört wurde.
»Das hatte ich mir gedacht!« schrie Rankin und lachte schaurig. »Bleibt stehen, ihr Verdammten!«
Mrs. Goldway schloß für Sekunden die Augen. Tausend Gedanken wirbelten durch ihren Kopf.
Er hatte es geschafft. John Sinclair und Suko haben ihn nicht stoppen können. Er ist der Mann, der nicht sterben, der von niemandem getötet werden kann.
Sie hörte die Schritte des Russen und öffnete die Augen wieder.
Er tauchte aus dem Hintergrund der Halle auf, seine Augen glänzten wie zwei silberne Platten, der Mund war verzogen, seine gesamte Erscheinung wirkte gespenstisch.
Und er würde sich rächen!
Er ging nicht schnell. Jeder seiner Schritte wirkte wie abgemessen. Das Gesicht blieb unbewegt, man konnte den Eindruck bekommen, es sei eingefroren.
Auch Sir Reginald hatte seinen entfernten Verwandten bemerkt.
Der Earl drehte den Kopf und schaute Fjodor entgegen. Was der Adelige dachte, war von seinem Gesicht nicht abzulesen, da der gesamte Mensch einen völlig apathischen Eindruck machte.
Fjodor blieb stehen. Er öffnete den Mund und begann zu sprechen. »Es hat nicht gereicht«, sagte er mit dumpfer Stimme. »Ihr wolltet fliehen, aber ihr entkommt mir nicht. Ich bin immer stärker.«
»Was ist im Keller passiert?« fragte Lady Sarah.

»Im Keller?« Es schien, als lauschte der Mann der Frage nach. »Es war eine Schießerei.«

»Zwischen wem?«

»Ich kenne die Männer aus London. Es waren das Schlitzauge und der Blonde. Aber sie haben sich in den Finger geschnitten. Meine Landsleute können sie besiegen, mich nicht. Der eine schoß auf mich und traf meine Brust. Darüber kann ich nur lachen. Ich habe mich fürchterlich gerächt.«

Mrs. Goldwyns Herz schlug plötzlich schneller. »Sind sie… sind sie tot?«

»Vielleicht.«

»Halte deinen Mund, Alte!« zischte der Russe und schaute sich so hastig um, als wäre ihm jetzt erst etwas aufgefallen. »Der Junge«, sagte er. »Wo ist der Junge?«

»Nicht mehr hier.«

»Das sehe ich. Du hast ihn weggeschafft.«

Lady Sarah nickte. Warum sollte sie lügen? Es hatte doch keinen Sinn.

»Gut, daß ich dies weiß. Ich werde dich dafür bestrafen. Ich töte dich, dann diesen verfluchten Gaylord, und auch seinen Vater. Danach gehört mir alles.«

»Töten?« Niemand hatte mehr auf den Earl of Rankin geachtet.

Jetzt wiederholte er das Wort, und seine Stirn hatte sich in Falten gelegt. Es sah so aus, als wäre er aus einem tiefen, langen Schlaf erwacht. »Ihr wollt ihn töten?«

»Ja!« schrie Fjodor Rankin. »Ich werde ihn töten. Ich werde alle umbringen – alle!«

»Nein!« Es war wie ein Aufstöhnen. Der alte Earl duckte sich, und ein Zittern lief durch sein Gesicht. »Das darfst du nicht. Du kannst ihn nicht töten. Ich verbiete es!« Hoch richtete er sich auf, und er löste seine Hand aus Lady Sarahs Griff.

Fjodor lachte schallend. »Du willst mir etwas verbieten, Vetter? Du? Daß ich nicht lache. Ich lasse mir von dir nichts verbieten, von niemandem. Hast du gehört?«

Der Earl schüttelte den Kopf. Es ging um seinen Sohn, um sein ein und alles. Ihn wollte er beschützen, und er durfte es nicht zulassen, daß man ihn angriff.

»Nein, Rankin, du wirst ihn nicht umbringen!« knurrte er fast wie ein Tier. »Das darfst du nicht. Das lasse ich nicht zu. Ich werde dich erwürgen!«

»Sir Reginald!« rief Sarah Goldwyn. »Sind Sie verrückt? Sie schaffen es nicht. Sie können ihn nicht töten. Er wird Sie… bleiben Sie stehen, um Gottes willen …«

Der andere hörte nicht. Er ging stur auf Fjodor Rankin zu.

Dessen Gesichtshälfte verzog sich in Höhe des Mundes. Auch die Augen begannen wieder zu strahlen. Er mobilisierte seine unheimlichen Kräfte, während er flüsterte: »Jetzt gib genau acht. Ich werde dir zeigen, dich gegen mich zu stellen. Du wirst umkommen. Du wirst deinen endgültigen Tod finden, du Wrack!« Er lachte noch einmal auf und ließ seinen Kräften freie Bahn.

Was Lady Sarah Goldwyn in den nächsten Sekunden erlebte, war so grausam, daß sie fast an ihrem Verstand zweifelte.

Fjodor Rankin hatte seinen Vetter bereits mit dem Messer gezeichnet. Das nicht ohne Grund, denn nun tötete er den Earl auf grausame Art und Weise.

Lady Sarah hörte nur die Schreie des Mannes. In höchster Todesnot wurden sie geboren, überschlugen sich und hallten durch die gewaltige Diele bis weit in die oberen Stockwerke.

Wie eine Puppe wurde der Adelige herumgerissen. Von einer Seite auf die andere torkelte er, fing sich wieder, wurde zurückgestoßen, schlug nach vorn, kippte zur Seite, riß Stühle um und wankte durch die große Halle.

Er war zu einem Spielzeug des Satans geworden.

Manchmal konnte Lady Sarah sein Gesicht sehen. Aber war es noch ein Gesicht?

Nein, das Zeichen hatte sich vertieft. Das Gesicht des Earls bestand plötzlich aus zwei Hälften, die auseinanderklafften.

Mit einem dumpfen Laut schlug er zu Boden. Der andere hatte sein Versprechen wahrgemacht.

Sir Reginald, Earl of Rankin, lebte nicht mehr. Sein eigener Vetter hatte ihn getötet.

Sarah Goldwyn atmete tief ein und aus. Sie schüttelte sich vor Entsetzen. »Sie haben ihn getötet«, flüsterte sie rauh und dumpf.

»Sie sind ein Mörder, ein Teufel in Menschengestalt.«

»Ja, das bin ich«, erwiderte Rankin. »Und ich habe ihn umgebracht. Ich töte jeden, der sich mir in den Weg stellen will, das solltest du dir merken, Alte. Erst er, dann du, und zum Schluß nehme ich mir den jungen Gaylord vor. Ihr kommt alle an die Reihe, keiner kann mir entrinnen. Ich töte hier!«

Sarah Goldwyn ging zurück. Schritt für Schritt bewegte sie sich der offenen Tür entgegen. Sie wünschte sich in diesen schrecklichen Augenblicken weit, weit weg, doch dieser Wunsch würde nie in Erfüllung gehen.

»Du entkommst mir nicht!« flüsterte Fjodor Rankin. »Du nicht…«

***

Wir hatten Haus und Garage tatsächlich unbeschadet verlassen können. Die Anspannung legte sich ein wenig, und meine

Befürchtung, der unheimliche Killer würde das Haus zerstören, war nicht eingetroffen. Tief saugten wir die kalte Luft ein. Erst jetzt merkte ich wieder meine Knochen. Wenn ich mich auf die Bewegungen konzentrierte, dann taten sie auch weh. In Streßsituationen jedoch kam ich nicht dazu, daran zu denken.

Suko warf mir einen schrägen Blick zu. Er mußte bemerkt haben, was mich quälte. »Bist du okay, John?«

»Ja, so einigermaßen.«

Wir schauten uns kurz um. Viel Zeit blieb nicht, denn Fjodor würde sicherlich durchdrehen, denn auf seiner makabren Totenliste standen einige Personen.

Auch wir.

Der Park lag im Dunklen. Nur von der Vorderfront des Hauses schimmerte Licht. Dort brannten zwei Leuchten, so daß wenigstens die beiden Treppen zu erkennen waren.

Suko wollte weiter, das merkte man ihm an. Auch ich konnte hier nicht anwachsen und nickte.

Obwohl die Zeit drängte, blieben wir vorsichtig. Während wir auf den Eingang zuliefen, hielten wir uns immer nah an der Hauswand, so daß wir durch sie ein wenig gedeckt waren.

Die Treppe wurde wirklich gut angeleuchtet, aber wir sahen keinen Menschen.

Dafür hörten wir die Schreie.

Die Tür oder ein Fenster mußte geöffnet sein, sonst hätten wir sie nicht so deutlich vernehmen können. Es waren gellende Rufe, geboren in verzweifelter Todesangst, und sie hallten wie der schrille Gesang einer Höllenfanfare über den Park.

Es waren die Schreie eines Mannes, und Suko sprach das aus, was ich dachte.

»Der Earl!«

Fjodor Rankin drehte durch! Daß er uns nicht hatte stoppen können, mußte ihn derart angeheizt haben, daß er keine Rücksichten mehr kannte und seine mörderischen Kräfte voll ausspielte. Der Mann, der nicht sterben konnte, bewies es seinen Feinden.

Wie sollten wir ihn stoppen?

Suko, der besser in Form war als ich, lief vor. Er hatte sich auch mehr von der Hauswand entfernt und jagte schon auf die Treppe zu, deren Stufen seitlich an der Hauswand hoch zu dem kleinen Eingangspodest führten, wo sich auch die Tür befand.

Da blieb er stehen, wie vor ein Hindernis gelaufen. Er mußte etwas entdeckt haben, wandte sich nach rechts, und ich lief zu ihm, wobei ich gleichzeitig registrierte, daß die Schreie des Mannes verstummt waren.

Als ich Suko erreichte, kniete er bereits neben einem am Boden

liegenden Mann.

Ich blieb in gebückter Haltung neben ihm. »Verdammt!« flüsterte ich und schaute auf den jungen Gaylord Rankin, den wir im Gasthaus kennengelernt hatten.

Er sah schrecklich aus. In seinem Gesicht steckten Splitter. Überall sahen wir die Blutperlen, und auch seine Kleidung war mit Glassplittern übersät.

Aber er lebte.

»Gütiger Himmel, was ist da passiert?« flüsterte Suko.

Ich warf einen Blick an der Treppenmauer hoch. »Fjodor Rankin«, sagte ich nur.

»Ja, genau.«

Ich stellte mich aufrecht, zog die Beretta, hängte das Kreuz vor die Brust und lockerte auch meinen Bumerang am Gürtel. Mein Innerstes schien zu vereisen.

Mit rauher Stimme sagte ich: »Los, Suko, wir holen uns den verdammten Mörder!«

***

»Ein Traum!« flüsterte Rankin. »Ein irrer, böser Traum, alte Frau. Und du wirst sein Ende nicht erleben. Weil du tot bist. Tot, tot, tot.«

Er kicherte wie ein Wahnsinniger und schüttelte dabei den Kopf.

Ich muß ihn stoppen! Ich muß es versuchen! Lady Sarahs Gedanken überschlugen sich, während sie zurückging und an der hereinströmenden Kälte merkte, daß sie der Tür ziemlich nahe gekommen war.

Aber hatte Flucht einen Sinn? Wohin sollte sie laufen? Der andere würde sie überall finden. Er war jünger, er war schneller, und er wurde von einem unheimlichen Haß angetrieben, der bei ihm wie ein Motor wirkte.

»Mir gehört es, mir!« flüsterte er. »Ich habe alles erreicht, was ich wollte, ich bin hier der Herr, und die einzige, die mich stören könnte, bist du. Doch nicht mehr lange, alte Frau, meine Kraft wird dich zerschmettern. Wie willst du sterben, wie?«

Die Horror-Oma gab keine Antwort. In ihrem Hals hatte sich ein Knoten gebildet, sie konnte nicht sprechen, die heiße Angst drückte ihr die Kehle zu.

Dann stand sie auf der Schwelle. Rechts neben sich sah sie den noch geschlossenen Flügel.

Würde der andere noch einen Schritt zulassen?

Laut schrie Sarah Goldwyn auf. Allerdings nicht wegen des Unheimlichen vor ihr, sondern aus einem anderen Grund. Zwei Hände hatten sich auf ihre Schultern gelegt, rissen sie vom Fleck weg und schleuderten sie zur Seite, auf das Podest vor der Tür zu, wo die

Horror-Oma von zwei anderen Händen aufgefangen wurde.
Weit riß sie die Augen auf und schaute in mein Gesicht.
»John!«, hauchte sie.
Ich gönnte ihr ein kurzes Lächeln, dann nahmen mich die weiteren Vorkommnisse voll in Anspruch.
Ich hatte die Frau aus der unmittelbaren Gefahrenzone geschafft.
Wir waren von Fjodor Rankin nicht gesehen worden, und als dann Suko anstatt der Frau plötzlich auf der Türschwelle stand, war er für eine winzige Zeitspanne durcheinander.
Das war genau die Chance, die Suko brauchte. Er hatte auf so einen Moment gelauert, und er wollte seine stärkste Waffe einsetzen, die er besaß.
Seinen Stab!
In einem alten tibetanischen Kloster hatte er ihn bekommen. Der Legende nach stammte der Stab aus dem Besitz des großen Religionsgründers Buddha.
Und er besaß magische Eigenschaften, die nicht genauer erforscht waren.
Wenn Suko ein bestimmtes Wort rief, hielt er die Zeit für fünf Sekunden an. Während dieser Frist erstarrten alle anwesenden Personen in der unmittelbaren Umgebung, nur derjenige, der das Wort gerufen hatte, konnte sich bewegen.
Allerdings durfte Suko seine Gegner während der Zeitspanne nicht töten, dann hätte der Stab seine Wirkung verloren. Der Chinese konnte allerdings Vorbereitungen für eine Vernichtung des Gegners treffen, und das wollte er auch hier.
Vielleicht für eine Sekunde schauten sich Suko und der andere an. Bisher hatte der Chinese Fjodor Rankin noch nie aus dieser unmittelbaren Nähe gesehen. Er sah einen älteren Mann mit weißen Haaren, aber silbrig glänzenden Augen, in denen sich die unheimlichen Kräfte des Mannes konzentrierten, um frontal gegen die Feinde gerichtet zu werden.
Suko mußte dem anderen zuvorkommen.
»Topar!« rief er.
Das war das Wort. All diejenigen, die den Schrei vernommen hatten, erstarrten.
Auch Fjodor Rankin!
Und Suko hatte freie Bahn.

***

Der Chinese hatte selbst nicht so recht geglaubt, daß der Stab bei Rankin seine Wirkung zeigen könnte. Um so erfreuter war er, als er sah, daß der andere zur Statue geworden war und auch der silberne Glanz in seinen Augen sich etwas abschwächte.

Suko überwand die trennende Distanz zu seinem Feind mit wenigen Schritten. Eine Waffe konnte Rankin nicht töten, aber vielleicht konnte man ihn bewußtlos schlagen.

Im Sprung hatte der Chinese schon ausgeholt. Der Arm war schräg erhoben, die Handkante gekrümmt, damit sie auch die gewisse Stelle traf, die Suko vorgesehen hatte.

Wuchtig pfiff seine Hand nach unten.

Es war ein Hieb wie mit dem Hammer geschlagen. Er traf genau den wunden Punkt.

Für einen Moment wirkte es so, als würde der andere den Treffer schlucken, dann jedoch kippte er wie ein Brett zur Seite und fiel hin. Sein Kopf schlug auf einen Teppich. Suko atmete aus. Da war die Zeit auch schon um. Sarah Goldwyn und ich konnten uns wieder bewegen. Wir stürmten in die Halle hinein, sahen den toten Earl und auch den Russen bewegungslos am Boden liegen.

»Mensch«, sagte ich nur. Sarah Goldwyn meinte: »Suko, du bist wunderbar.«

Mein Freund und Kollege hob die Schultern. »Der Mann, der nicht sterben konnte«, sagte er. »Aber einem gezielten Schlag mit der Handkante konnte er nichts entgegensetzen.«

»Das sehe ich.«

»Er war eben doch mehr ein Mensch«, meinte Lady Sarah, »wenn die Schwierigkeiten auch noch nicht beendet sind. Vielleicht sollte man ihn in Blei eingießen.«

»In Blei?« fragte ich erstaunt und verzog meinen Mund. »Ja.«

»Warum das denn?«

»Weil er möglicherweise radioaktiv verseucht ist.«

Jetzt verstand ich nichts mehr. Die Horror-Oma schien wieder einmal mehr zu wissen.

Suko dachte praktischer und schlug vor, dem Kerl Handschellen anzulegen.

Ich hatte nur welche im Wagen, doch Suko trug ein Paar hinten an seinem Gürtel. »Die habe ich immer bei mir, seit ich Inspektor bin«, sagte er.

»Bravo«, lobte Lady Sarah.

Suko legte dem Mann die stählerne Acht um, während Lady Sarah mir in Stichworten erklärte, wie der Russe zu diesem Monstrum geworden war. An vieles hatte ich gedacht, nicht aber an den Absturz eines Meteors, der mit seinen gefährlichen, unbekannten Strahlen einen Menschen verändert hatte.

»Das Problem ist damit nicht gelöst«, meinte Suko. »Noch lebt unser Freund.«

»Wohin mit ihm?« fragte Mrs. Goldwyn.

Keiner von uns wußte eine Antwort. Wir standen ziemlich ratlos in

der Halle.

»Erst einmal schaffen wir ihn nach draußen«, erklärte Suko, bückte sich, hob den Mann an und schleuderte ihn über seine Schulter. Er ging auch als erster nach draußen, während wir ihm langsamer folgten. Ich hatte noch einen letzten Blick auf den toten Sir Reginald geworfen. Der Earl sah schlimm aus, sein Vetter hatte ihn auf eine schreckliche Art und Weise getötet.

Gaylord Rankin fiel uns wieder ein. Lady Sarah erklärte uns, daß sie ihn nach draußen und damit aus der Gefahrenzone geschafft hatte.

Wir nickten. »Das war eine Leistung.«

Der Junge mußte unbedingt in ärztliche Behandlung. Im Krankenhaus würde man ihm die Splitter vorsichtig aus der Haut entfernen.

»Wer bringt ihn hin?« fragte Suko. Er trug Rankin nicht mehr, sondern hatte ihn zu Boden gelegt.

»Da müßten wir erst den Wagen holen«, sagte ich.

»Und inzwischen erwacht Rankin«, meinte Sarah Goldwyn.

»Genau das ist unser Problem.« Ich schaute die Lady an. »Wenn Sie fahren könnten, dann…«

»Nein, John, einen Führerschein habe ich nie gemacht. Tut mir leid.«

Suko runzelte die Stirn. »Somit bleibt uns nichts anderes übrig, als zwei Leute zu tragen.«

Wir konnten nicht widersprechen.

Ich wollte mich um den jungen Rankin kümmern und hatte mich schon gebückt, als ich den Schrei der Lady Sarah hörte.

Sofort wirbelte ich herum.

Unser Bewußtloser war wieder da.

Langsam stand Fjodor Rankin auf…

***

Uns war klar gewesen, daß wir den Russen nicht hatten ausschalten können, allerdings hatten wir nicht damit gerechnet, daß er nach so kurzer Zeit wieder auf den Beinen stehen würde.

Er lachte uns hämisch an. »Der Mann, der nicht sterben kann«, sagte er und hob die gefesselten Hände. »Ihr schafft mich nicht, ihr könnt alles versuchen, es wird vergeblich sein. Ich bin der Stärkere. Niemand hat mich besiegt, und es wird mich auch niemand besiegen.«

Er sprach sehr überzeugend, und verdammt noch mal, ich glaubte es ihm.

»Will keiner auf mich schießen?« höhnte er, und seine Augen begannen wieder zu strahlen. »Du da«, damit meinte er mich. »Versuch es noch einmal. Vielleicht schaffst du es.«

Ich schwieg.

Er grinste kalt. »Euch hat der Mut wohl verlassen, ihr tapferen

Krieger. Ja, laßt euch etwas einfallen. Ich aber habe keine Lust, noch länger bei euch zu bleiben. Die Gesellschaft gefällt mir nicht. Ich werde gehen.«

Als niemand von uns etwas erwiderte, fragte er. »Will mich keiner aufhalten?«

»Gehen Sie«, sagte ich.

»Danke sehr, vielen Dank. Da ist noch etwas. Mir paßt es nicht, wenn man mich fesselt, deshalb möchte ich gern frei sein.« Er streckte uns die Hände hin. »Wer von Ihnen ist so gütig?«

»Wir rührten uns nicht.«

»Keiner? Das finde ich unfein. Ich habe es mir gemerkt, und meine Rache wird euch um so furchtbarer treffen. Allerdings bedeuten Fesseln für einen Mann, den man nicht töten kann, gar nichts. Weder Stricke noch Handschellen können mich aufhalten. Einfach lächerlich, so etwas.« Er senkte seinen Kopf, konzentrierte sich auf die Handschellen und bog sie durch seine geistigen Kräfte auf, als bestünden sie aus einfachem Maschendraht. »Das zur Demonstration«, sagte er und nickte uns zu, während die stählernen Reifen zu Boden fielen. »Wie gesagt, ich gehe jetzt«, erklärte er.

»Aber seid gewiß, daß ihr lebend hier nicht mehr wegkommt. Ich bin immer in der Nähe und lauere überall…«

Fjodor Rankin drehte sich um, wandte uns den Rücken zu und schritt mit gemessenen Schritten davon. Er ging über den Rasen und steuerte den größten Baum an, der dort wuchs. Ein gewaltiges Ast- und Zweigwerk streckte sich in den dunklen Himmel.

Wir schauten uns an. Jeder hoffte darauf, daß der andere vielleicht eine Idee hatte.

Nichts, wir schwiegen uns an.

Fjodor Rankin entfernte sich immer weiter. Wir hörten ihn lachen, und dann knisterte und zuckte es plötzlich zwischen den Zweigen des Baumes. Aus dem Knistern wurde ein Blitz, und der Blitz verwandelte sich in Feuer, so daß der Baum in Sekundenschnelle in Flammen stand, als hätte man ihn mit Benzin übergossen.

Der Widerschein des Feuers leuchtete einen breiten Kreis aus, dessen Rand sogar uns erfaßte, aber auch den Russen. Scharf hob sich seine Gestalt vor der Feuerwand ab.

Hitzwellen trafen uns. Unsere Gesichter glühten dunkelrot. Ich überlegte verzweifelt, wie ich den anderen schnappen konnte.

Silberkugeln und Kreuz halfen nichts. Dagegen war er immun.

Welche Waffe hatte ich noch?

Den Bumerang!

Warum hatte ich an ihn nicht vorher gedacht? Sukos Augen leuchteten auf, als er sah, was ich hervorholte.

»Damit müssen wir es schaffen«, flüsterte er.

Lange Zeit hatte ich ihn vermißt, weil Dr. Tod ihn mir genommen hatte. Nun befand er sich wieder in meinem Besitz, und er hatte nichts von seiner Stärke verloren.

Für zwei Sekunden wog ich ihn in der Hand.

Er lag gut. Er schien wirklich für mich allein geschaffen zu sein.

Lady Sarah hob beide Fäuste. Nur die Daumen standen hoch.

Ich holte aus. »He, Rankin!« rief ich. »Sieh her…«

***

Fjodor Rankin hörte meine Stimme. Er drehte sich um. Provozierend langsam geschah dies, denn er war sich seiner Sache völlig sicher. Was konnten die anderen ihm schon antun?

Als er uns sein Profil zuwandte, da schickte ich den silbernen Bumerang auf die Reise. Ich hatte viel Kraft in den Wurf gelegt und auch gut gezielt.

Der Bumerang wurde zu einer Scheibe, so schnell war er plötzlich, und als Rankin uns anschaute, da sah er die wirbelnde Waffe.

Er wollte weg, zu spät.

Der Bumerang traf ihn mit ungeheurer Wucht. Plötzlich drehte er sich wie ein Kreisel von außen um seinen Hals, fraß sich durch die Haut, weiter und immer weiter. Der Schwung und seine eigene zerstörerische Kraft, angetrieben durch Weiße Magie, vernichteten auch Fjodor Rankin.

Seine Schreie würden wir nie vergessen. Er taumelte hin und her.

Seine Augen strahlten noch einmal auf. Unwillkürlich duckten wir uns, doch die Kraft stieß in den Himmel, wo sie verpuffte.

Er selbst verlor seinen Kopf.

Neben dem Torso blieb er liegen. Vernichtet – tot…

Der Mann, der nicht sterben konnte, war gestorben.

Endgültig!

***

Eine Stunde später wimmelte es von Polizeibeamten. Auch der junge Earl of Rankin war abtransportiert worden. Sein Vater ebenfalls. Ihn erweckte niemand mehr zum Leben, ebenso wie Rankin.

Agenten des britischen Geheimdienstes durchforschten den Keller. Beide Russen waren tot. Der zweite hatte noch auf eine Giftkapsel gebissen, weil er keinen anderen Ausweg mehr gesehen hatte, da er bis zur Hüfte im wieder hart gewordenen Boden steckte. Der Mann mußte einen schrecklichen Tod gehabt haben.

Uns aber war ein Stein vom Herzen gefallen. Fast hätten wir Rankin wirklich nicht besiegen können. So konnten wir nur hoffen, daß seine Existenz ein Einzelfall gewesen war.

Lady Sarah war wieder obenauf. Sie schaute den Beamten bei ihrer Arbeit zu und machte sich sogar Notizen.

Als ich sie nach dem Grund fragte, da zwinkerte sie mir zu und sagte: »Vielleicht schreibe ich demnächst Krimis. Erlebt habe ich schließlich genug.«

ENDE